PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ÖKUMENISCHE FRIEDENSDEKADE 8. – 18. NOVEMBER 2015

Und als er ihn sah, jammerte er ihn, und er ging zu ihm…

Lukasevangelium 10, 33.34a

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Stephan Reimers:** Geleitwort

4 **Dagmar Pruin:** Editorial

I Impulse aus der Zeitgeschichte

8 **Ingrid Schmidt:** Ostfriesland-Haggadah. Kunst zum jüdischen Pessach-Buch

14 **Jan Lokers:** Die Geschichte des Judentums in Ostfriesland

21 **Helmut Ruppel:** Gott ist schön – Ungläubiges Staunen
Navid Kermani erhält den Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2015

24 **Helmut Ruppel:** Zwischen den »Freunden Israels« und den »Freunden Palästinas« – Rainer Stuhlmann lehrt und lernt in Nes Ammim und liest Mark Bravermans Buch über Israels Politik und das Schweigen der Christen

28 **Joel Driedger:** Die Kirche in der Diaspora

31 **Ingrid Schmidt:** POLIN – 1000 Jahre Geschichte polnischer Juden. Ein neues Museum in Warschau »for future generations«

II Anstöße aus der biblischen Tradition

36 **Helmut Ruppel:** »...und als er ihn sah, jammerte er ihn und er ging zu ihm ...« Liturgieentwurf für den Gottesdienst zum Beginn der Ökumenischen Friedensdekade mit den Anstößen »Flüchtlinge« / »Grenzen«

43 Björn Borrmann: »... in die Tiefe, mitten ins Meer: Grenzerfahrung« – fünf Andachten in der Ökumenischen FriedensDekade im Jahr 2015

51 **Dagmar Pruin und Marie Hecke:** »... und Petrus erinnerte sich und weinte ...« – Überlegungen und Bausteine für eine Andacht zum 9. November zu Mk 14,66-72

60 **Helmut Ruppel:** Zum Verlernen (5) – Wovon befreite Jesus die jüdische Frau?

III Materialien für die Gemeinde

64 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Lothar Kreyssig und Walter Grundmann, Zwei kirchenpolitische Protagonisten des 20. Jahrhunderts in Mitteldeutschland / Fanny Dethloff und Verena Mittermaier (Hg.innen), Zähle die Tage einer Flucht – Gottesdienstmaterialien zum Thema Flucht und Asyl / Jürgen Ebach, Beredtes Schweigen – Exegetisch-literarische Beobachtungen zu einer Kommunikationsform in biblischen Texten / Daniil Granin, Mein Leutnant / Saskia Boddeke und Peter Greenaway u. a.(Hg.), Gehorsam. I am Isaac / Tibor Déry, Niki oder Die Geschichte eines Hundes / Raquel J. Palacio, Wunder

IV Freiwillige berichten

70 **Oktawia Piecuch:** Ein langer Weg nach Deutschland

72 **Nina Popkes:** Was bedeutet eigentlich Freiheit?

75 **Catarina Yassemina Zacarias De Sà Paim:** Kein leichtes Schicksal

77 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

V Wider die Teilnahmslosigkeit: Ein Einspruch!

82 **Micha Brumlik:** Antijudaismus in neuem Gewand? Ein Berliner Theologieprofessor möchte die Hebräische Bibel aus dem christlichen Kanon entfernen.

87 **Hanna Lehming:** Neues ohne Altes Testament?

89 **AG Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste:** Wider die Teilnahmslosigkeit: Ein Einspruch!

116 Autor_innen, Bild und Fotonachweise
117 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Stephan Reimers

»Was meinst du: Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!«

»Grenzerfahrung« heißt die Überschrift der Ökumenischen Friedensdekade in diesem Jahr. Dieses Motto nimmt das Erleben von Flüchtlingen in den Blick, die meistens unter Lebensgefahr ihre Heimat verlassen und Meere und Grenzen überwinden müssen. Als ein exemplarischer biblischer Text dafür, wie Grenzen überwunden und abgebaut werden können, wird das Gleichnis vom barmherzigen Samariter vorgeschlagen.

Das Thema »Grenzerfahrung« geht Menschen, die der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste verbunden sind, besonderes an. Denn zu den großen Migrationserfahrungen des 20. Jahrhunderts gehört die Flucht vor dem Nationalsozialismus. Viele Jüdinnen und Juden konnten sich nicht retten, weil sie kein Zufluchtsland fanden, das bereit war, das ersehnte Visum zu gewähren. Einen Rechtsanspruch auf politisches Asyl gab es damals nirgendwo.

Einige Länder in Lateinamerika nahmen nur Katholik_innen auf, so dass ausschließlich getaufte Jüdinnen und Juden Aussicht auf Aufnahme hatten. Damals haben einzelne Priester den »unter die Räuber Gefallenen« Taufzeugnisse ausgestellt. So hat es die Schauspielerin Ida Ehre erlebt, deren Flucht nach Chile dann daran scheiterte, dass die Überfahrt kurz vor den Azoreninseln gestoppt und das Schiff in einen deutschen Hafen zurückbeordert wurde. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

Im Bewusstsein der Not derer, die kein Asyl fanden, erhielt Artikel 16 des Grundgesetzes der Bundesrepublik die Fassung: »Politisch Verfolgte genießen Asylrecht«. Anfang der neunziger Jahre setzte eine starke Zuwanderung nach Deutschland ein. Nach einer leidenschaftlichen innenpolitischen Debatte wurde Artikel 16 im Mai 1993 ergänzt: Wer aus sicheren Herkunftsländern stammt oder über sichere Drittstaaten einreist, kann kein Asyl beantragen. Obwohl damit der Zugang sehr erschwert wurde, bleibt der Rechtsanspruch des Grundgesetzes ein Hoffnungsziel für Flüchtlinge aus vielen Ländern.

Gegenwärtig gilt dies besonders für Vertriebene aus dem Irak und aus Syrien. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung bejaht die Aufnahme der vor dem Terror des Islamischen Staates Geflohenen. Gleichzeitig werden Ängste vor

»Über-Fremdung« geschürt und demonstrieren Rechtsradikale gegen das Recht auf Asyl. Übergriffe auf Flüchtlingsunterkünfte ereignen sich inzwischen täglich. Doch stimmt zuversichtlich, wie stark sich Freiwillige in Asyl-Helferkreisen engagieren vom Starnberger See bis zur Flensburger Förde. Überall und für viele Aufgaben wird Hilfe geleistet: beim Deutschlernen, bei Behördengängen, der Freizeitgestaltung oder der Erstausstattung von Wohnungen. In meiner Heimatstadt Hamburg haben sich fast 3000 Menschen für solche Dienste gemeldet. Den aus der Ferne Gekommenen erweisen sie sich als Nächste. Das macht Mut!

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

liebe Freundinnen und Freunde von ASF,

ich freue mich, dass wir Euch und Ihnen heute unsere Predigthilfe zur Ökumenischen Friedensdekade und zum Jahrestag der Novemberpogrome vorlegen können.

Grenzerfahrungen lautet das Motto der diesjährigen Friedensdekade. Es sind die Fragen nach Flucht und Verantwortung, nach Unterlassen und Handeln, nach Schweigen und verantwortlichem Reden in Vergangenheit und Gegenwart, die wir in diesem Heft stellen.

In das homiletische Zentrum der diesjährigen Friedensdekade hat der Vorbereitungsausschuss Texte aus den biblischen Büchern des Propheten Jona und des Evangelisten Lukas gestellt. Die Frage von Krieg, Flucht und Vertreibung ist den biblischen Texten nicht fremd – im Gegenteil. Weder das biblische Israel, noch die frühkirchlichen Gemeinden lebten in einer gesicherten Welt, sondern vielmehr in Gebieten, in denen fremde Herrscher einander ablösten und das Leben und Sterben im Krieg und auf der Flucht eine bestimmende Konstante war. Bestehende religiöse Strukturen wurden aufgelöst und mussten immer wieder neu gestaltet werden.

Jona versinkt auf seiner Flucht im Meer und Björn Borrmann stellt fünf kurze Andachtsentwürfe vor, mit denen anhand des biblischen Buches das Schicksal der geflüchteten Menschen in den Gemeinden in den Mittelpunkt gerückt werden kann. Helmut Ruppel legt uns eine Liturgie für den Eröffnungsgottesdienst der Friedensdekade vor, in der die vielleicht schon zu bekannte Erzählung vom barmherzigen Samariter im Kontext der Flüchtlingsfrage aktualisiert wird.

Für einen Andachtsentwurf zum 9. November haben Marie Hecke und ich den Text über die Verleugnung des Petrus aus dem Markusevangelium in das Zentrum gestellt, wie es im Erprobungsentwurf zur Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte vorgesehen ist. Es ist mehr als angemessen, dass in diesem Entwurf nun ein eigener Gedenkgottesdienst für den 9. November vorgesehen ist. Ich plädiere weiterhin dafür, auch den 27. Januar in die neue Agende aufzunehmen.

Die Zusammenarbeit mit den Friedenskirchen der Mennoniten hat bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste eine lange Tradition. Der mennonitische Pastor

Joel Driedger ermutigt in seinem prägnanten Beitrag über den Theologen John H. Yoder, das Engagement für Flüchtlinge auch als ökumenische Chance zu begreifen. Denn endlich, so Driedger, zeige sich der multinationale und multikulturelle – der ökumenische – Charakter der Kirche ganz praktisch inmitten der Ortsgemeinden. Daher ginge es nicht darum, die Migrantinnen und Migranten einfach nur zu integrieren, sondern gemeinsam mit ihnen zu wachsen.

In diesem Jahr hat Navid Kermani den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhalten. Wir gratulieren ihm aufs Herzlichste mit einer Laudatio durch Helmut Ruppel und freuen uns auf viele weitere kluge Beobachtungen dieses besonderen Preisträgers.

Ingrid Schmidt gelingt es immer wieder, besondere Bilder und Fotografien für unsere Predigthilfen aufzuspüren und einfühlsam in diese Abbildungen einzuführen. Als Ostfriesin freue ich mich besonders, dass in diesem Heft Bilder aus dem wunderbaren Kunstprojekt der Ostfriesland-Haggadah abgebildet werden. Jan Lokers führt uns begleitend in die Geschichte des Judentums in Ostfriesland ein, deren Zäsur am 9. und 10. November 1938 eine besonders tiefgehende war: Bis auf eine wurden alle Synagogen zerstört und die Gestapo konnte in Wilhelmshafen schon im frühen Sommer 1940 melden, dass die »Entjudungsaktion für den hiesigen Bezirk als abgeschlossen betrachtet« werden kann.

Die Veranstaltung mit dem jüdischen US-Amerikaner Mark Bravermann zeitgleich mit dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart kann für uns bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste nicht unkommentiert bleiben. Helmut Ruppel stellt uns das Buch Rainer Stuhlmanns »Zwischen allen Stühlen« vor, in denen dieser sich mit den zum Teil sehr problematischen Thesen Bravermanns sachkundig auseinandersetzt.

Die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste arbeiten auch in den Bereichen der Flüchtlingshilfe, unsere Freiwilligenberichte legen davon beredt Zeugnis ab. Catarina Yassemina Zacarias De Sà Paim leistet ihren Dienst in einer Flüchtlingsorganisation in Antwerpen und beschreibt das Geben und Nehmen, das sie in ihrem Dienst erfährt. Oktawia Piecuch arbeitet sowohl bei *Asyl in der Kirche* als auch in der Jüdischen Gemeinde in Berlin und lässt uns an ihren Erfahrungen teilhaben. Nina Popkes ist Freiwillige im Jeannette Noël Huis in Amsterdam, einer Wohngemeinschaft von illegalisierten Flüchtlingen, und denkt über den Begriff der Freiheit nach.

Gerade auch in den Diskussionen um Friedensfragen begegnet uns oft eine von Vorurteilen geprägte Rezeption des Alten Testaments, das als »fremd« empfunden wird und von archaischen Vorstellungen geprägt erscheint. Es

kann die Gefahr bestehen, dass die Diskussion um die Kanonizität des Alten Testaments, die der Berliner Systematiker Notger Slenczka aufgeworfen hat, dort auf fruchtbaren Boden fällt. Ich spreche bewusst von »Vorurteilen«, denn oft ist der Großteil der Texte nahezu unbekannt und es wird ein Bild vom »Gott der Rache« tradiert, das den alttestamentlichen Vorstellungen auch nicht in Ansätzen gerecht wird. Wir drucken in dieser Predigthilfe daher kurze und prägnante Debattenbeiträge von Prof. Dr. Micha Brumlik und Hanna Lehming ab und anschließend Texte aus der AG Theologie von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Hier sprechen Menschen aus verschiedenen Generationen persönlich über ihren Zugang zum Alten Testament – dem christlich-jüdischen Dialog und einer Theologie nach Ausschwitz zutiefst verpflichtet.

Ich bin auch persönlich sehr dankbar, dass sich so viele Menschen ehrenamtlich für die Predigthilfe engagieren und danke neben allen Autorinnen und Autoren Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel – auch für die Zusammenstellung der Materialien für die Gemeinden, den Artikel über das neue jüdische Museum in Warschau und die sorgfältige Redaktion – sowie Björn Borrmann und Christian Staffa aus tiefstem Herzen für ihr unermüdliches Engagement. Ohne Euch wäre diese Arbeit nicht möglich!

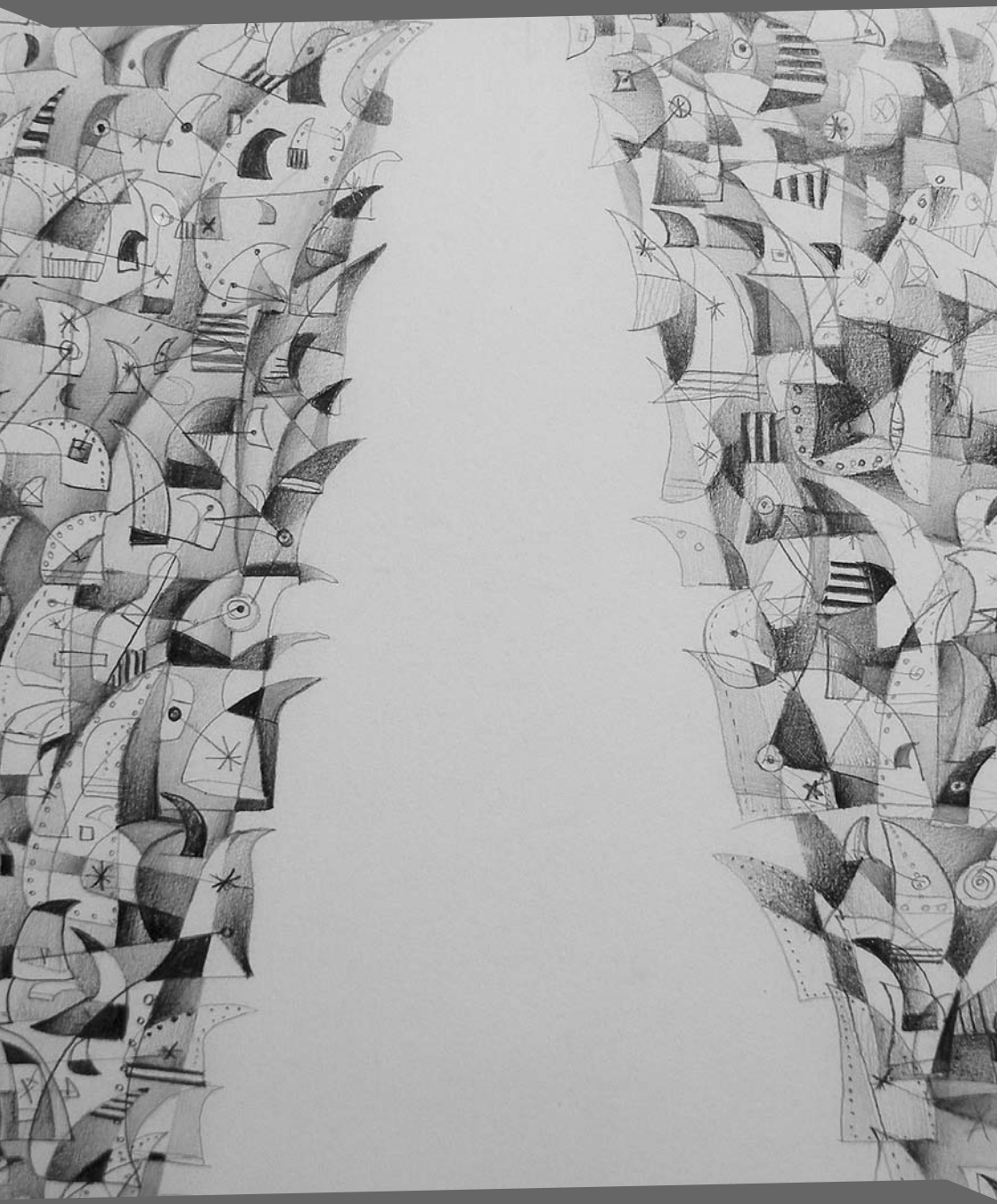
Es ist schön, dass wir diese Predigthilfe in Eure und Ihre Hände geben können. In vielen Gemeinden engagieren sich unzählige Menschen für die Arbeit mit geflüchteten Menschen und dafür die Erinnerung wachzuhalten. Mögen sie mit unserem Band Anregungen erfahren!

Mit allen gute Wünschen

Ihre und Eure
Dagmar Pruin

Auch auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart hat sich Aktion Sühnezeichen Friedensdienste auf verschiedenen Ebenen für das Schicksal von Flüchtlingen engagiert. Informationen zu der Kampagne »Wir sind viele – für das Recht zu kommen und zu bleiben« finden sie auf unserer Webseite unter www.asf-ev.de/wirsindviele. Die Texte unseres Politischen Nachtgebets mit Wolfgang Thierse zum Themenkreis Flucht und Vertreibung finden Sie ebenfalls auf unserer Homepage unter www.asf-ev.de/materialien_kirche.

KAPITEL I
Impulse aus der Zeitgeschichte



Ostfriesland-Haggadah, »Das Meer teilt sich«, R. Fuhrmann/D. Jelin (Ausschnitt)

Ostfriesland-Haggadah

Kunst zum jüdischen Pessach-Buch

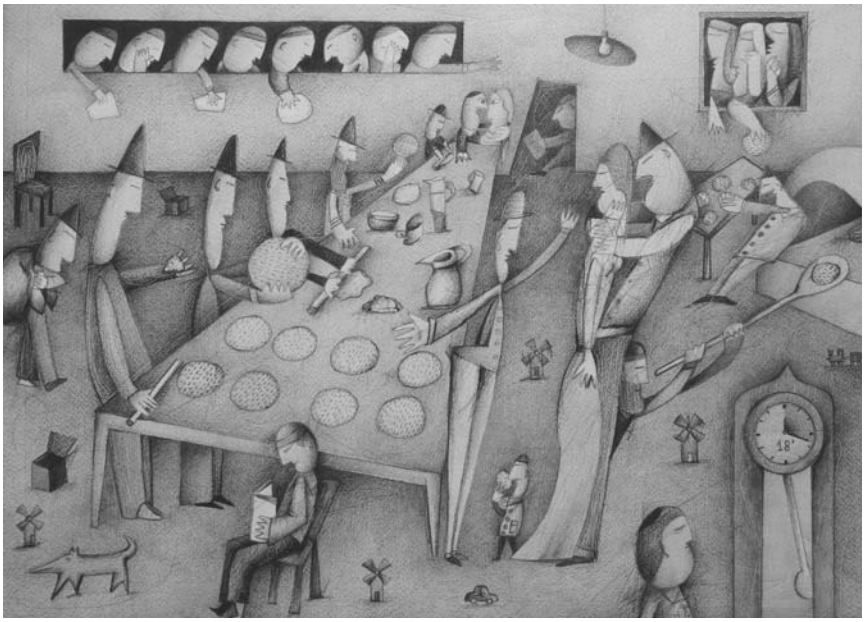
Ingrid Schmidt

Zur Einstimmung: Die Marx-Brothers auf See, ... im Krieg, ... in der Oper, ... im Zirkus, ... im Kaufhaus ...

Die fünf Brüder nannten sich Chico, Harpo, Groucho, Gummo, Zeppo – ihre Mutter trug den schönen Mädchennamen Minny (Miene) Schönberg, geboren in Dornum/Ostfriesland, 1880 ausgewandert in die ›Neue Welt‹. Die jüdischen Jungs (und ihre Schwester Margaret) kamen in New York zur Welt und wurden der Welt durch ihre Filme, Fernseh- und Bühnenshows bekannt als die Marx-Brothers. Den Vater der Kinder, Simon »Sam« Marx (Marrix), im Elsaß geboren, lernte Minny in N. Y. kennen. – 1956 besuchte Groucho (Julius Henry, geb. 1890) Dornum, die Heimatstadt seiner Mutter und der Großeltern mütterlicherseits, Levy und Fanny Schönberg. ...

Zur Orientierung: Jüdinnen und Juden in Ostfriesland

Erste Hinweise auf jüdisches Leben in Ostfriesland reichen bis ins 11. und 12. Jahrhundert zurück. Während der Pestepidemie 1349/50 wurden die Jüdinnen und Juden mit der mörderischen Lüge von der »Brunnenvergiftung« aus Oldenburg vertrieben. Aus der Mitte des 16. Jahrhunderts gibt es dann Zeugnisse von einer Ansiedlung in den Hafenstädten. ›Schutzbriefe‹ und ›Generalprivilegien‹ der ostfriesischen Herrscher ermöglichten der kleinen Schar eine relativ ungestörte Lebensführung, Religionsausübung, Handel, Heirat, die Gerichtsbarkeit unter Verantwortung eines Rabbiners ... Mit der Machtübernahme Ostfrieslands durch Preußen im Jahr 1744 wirkte sich die restriktive preußische Gesetzgebung Jüdinnen und Juden gegenüber ebenfalls hier aus. Die geschichtlichen Ereignisse der Folgezeit fuhren wie ein Wirbelsturm durch diesen Landstrich und stets betrafen veränderte Machtverhältnisse auch die jüdischen Gemeinden[1]. Bis 1918 waren zwar die letzten rechtlichen Diskriminierungen der Jüdinnen und Juden abgebaut, zeitgleich allerdings gedieh der sog. Bäder-Antisemitismus auf der Nordsee-Insel Borkum (»Juden und Hunde dürfen hier nicht herein!«). In den Zwanziger Jahren häuften sich antisemitische Vorfälle, und dann kam das Jahr 1933 – das Jahr der Machtübergabe an Hitler und seine Gefolgsleute. Nach den Pogromen vom 9./10. November 1938 in Ostfriesland blieb lediglich eine Synagoge erhalten, sie war zwei Tage zuvor an einen Tischler verkauft worden und wurde fortan als Möbellager genutzt. Im April 1940 meldeten die ostfriesischen Städte und Landgemeinden dem Regierungspräsidenten, früher als anderswo im Reich, dass sie »judenfrei« seien.



Ostfriesland-Haggadah, »Mazza-Fabrik in Ostfriesland«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Passa-Haggadah

»Zunächst ist es ein *Textbuch* für den *Seder-Abend*, den Eröffnungsabend des Passahfestes. ... so bildhaft, so zeichenhaft geschrieben, dass es auch ein *Bilderbuch* ist ... ein religiös-historisches *Lehrbuch*, ein aufregendes *Drehbuch*... Erinnert wird die Geschichte des Volkes in der ägyptischen Sklaverei und seine Befreiung, so dass wir zugleich ein *Stammbuch* Israels lesen, das ein heiliges *Adressbuch* ist, lesen von seinem Auszug in einem frommen *Logbuch*, singen Lieder in einem *Liederbuch*, einverleiben uns die Elendsspeisen aus dem *Kochbuch* der Sklaverei, studieren mit angehaltenem Atem das *Tagebuch* Israels ältester Geschichte und legen am Ende gleichsam benommen ein *erzählendes Studienbuch* aus der Hand, das als biblisches *Handbuch* für die Geschichte Gottes mit seinem Volk seinesgleichen sucht – welch ein Buch!«[2]

Ostfriesland-Haggadah – Kunst zum jüdischen Pessach-Buch

Ricardo Fuhrmann und Daniel Jelin, zwei jüdische Künstler in Ostfriesland, konzipierten anfangs eine A u s s t e l l u n g mit ihren Bildern, Objekten und (Video-)Installationen zur Pessach-Haggadah. Sie begannen ihre Arbeit 2013, inmitten der Luther-Dekade mit dem Jahresthema »Reformation und Toleranz«[3].

Ostfriesland-Haggadah, »Waschung der Hände«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Bis heute gibt es über 4000 Haggadah-Editionen, übersetzt in die Sprache jener Länder, in denen Juden und Jüdinnen in der Diaspora leben. Vermutlich entstand der schriftliche Grundtext nach langer mündlicher Tradition im 2. Jh. u. Z. Die älteste bekannte Haggadah stammt immerhin aus dem 10. Jahrhundert[4]. Berühmt und oft kopiert wurden u. a. Die »Prager Haggadah« von 1526, die »Venedig-Haggadah« von 1609, die Amsterdamer von 1695. Aus dem 20. Jahrhundert sind insbesondere die Haggadah-Illustrationen von Marc Chagall berühmt geworden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde vor allem die »Haggadah der Überlebenden«, ein Werk ehemaliger Häftlinge der Vernichtungslager, in den jüdischen Gemeinden erinnert.

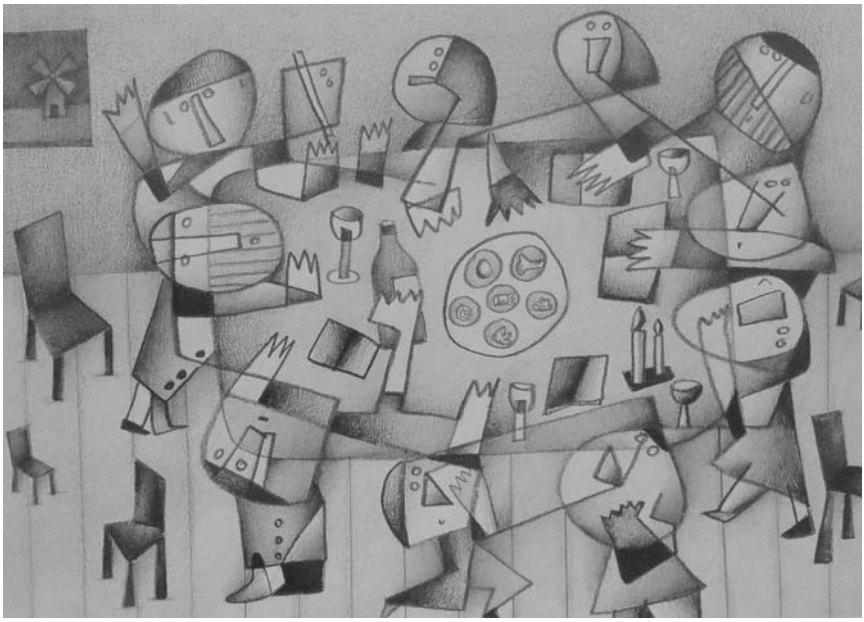
Und nun also Bilder zu einer neuen Ausgabe, der Ostfriesland-Haggadah, genannt nach dem Ort, wo sie entstand.

Ostfriesland-Haggadah, »Der Stuhl des Propheten Elias«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Zu den Künstlern[5]

**Ricardo Fuhrmann*, geboren 1959 in Buenos Aires/Argentinien, als Sohn einer Familie aus Emden, die 1938 vor dem Nazi-Terror floh. Seit 1993 lebt und arbeitet der Künstler in Norden, Ostfriesland / Studium / Ausbildung: Bildhauerei, Zeichnung und Malerei / 2005: Entwurf des Mahnmals für den Jüdischen Friedhof Norden in Zusammenarbeit mit dem Architekten Reinhard Schneider.

**Daniel Jelin*, geboren 1957 in Buenos Aires / Studium und Ausbildung dort: Theaterpädagogik, Regie / Inszenierungen barocker und zeitgenössischer Opern / Autor von Theaterstücken. In Buenos Aires veröffentlichte er zahlreiche Kinderbücher. Er lebt und arbeitet in Norden, Ostfriesland.



Ostfriesland-Haggadah, »Sederabend in Ostfriesland«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Mit den schönen Abbildungen und den informativen Texten ist die schmale von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Ostfriesland herausgegebene Publikation »Ostfriesland-Haggadah/Kunst zum jüdischen Pessach-Buch« (66 S.) ein einladendes Studienbuch. »Was ist eine Pessach-Haggadah?« ist ein Kapitel überschrieben, weitere: »Wie Juden Pessach feiern« – »Ähnlichkeiten und Bedeutungsverschiebung im Christentum« – »Anregungen für die Betrachtung« ... Für uns ungewöhnlich ist die »Arbeitsweise der Künstler«, sie orientiert sich an einer traditionellen Methode im Torah-Studium: *»Zwei Lernende sitzen sich gegenüber und erschließen sich eine Textstelle (der Torah oder des Talmud), indem sie aus ihrer jeweils individuell unterschiedlichen Sichtweise heraus über diese Textstelle diskutieren, unterschiedliche bekannte Kommentare zu dieser Textstelle heranziehen und sich so intensiv mit dem Text auseinandersetzen.«* (S. 19) Ricardo Fuhrmann und Daniel Jelin haben – dies eingedenk – an allen Bildern gemeinsam gearbeitet, nicht immer zur selben Zeit, aber doch stets das Werk im Zusammenhang mit dem jeweiligen Hinweis auf den Haggadah-Text gemeinsam bedacht. »Einer hat gemalt, der andere hat eingegriffen, korrigiert, verändert.«[6]

(Ob es den beiden Künstlern manchmal so ergangen ist wie den zwei Talmudschülern, die sich beim gemeinsamen Studium darüber streiten, ob man beim

Talmudlernen rauchen dürfe? Fragt einer von ihnen den Rabbi: »Rebbe, darf man beim Talmudlernen rauchen?« »Nein!« antwortet der Rabbi entrüstet. »Du hast nicht richtig gefragt«, meint der andere und geht seinerseits zum Rabbi: »Rebbeleben, darf man beim Rauchen Talmud lernen?« »Aber ja«, entscheidet der Rabbi./ »Jüdische Witze« Ffm.1996)

Im Mai 2014 stellten die Künstler ihr Projekt, das zuvor bereits in fünf deutschen Städten präsentiert wurde, mit 51 Arbeiten in der Knesseth/Jerusalem vor. Sie planten nun eine kleine Haggadah-Edition, ein zeitgenössisches Künstlerbuch, handgemalt, handgebunden, mit neuen Originalen. Zu Gast in der Knesseth war an diesem Tag auch Mr. Samuel Blum, Sohn des letzten Rabbiners in »Eastern-Frisia«. – Ricardo Fuhrmann erinnerte daran, dass es in Ostfriesland (»am Ende der Welt«) keine jüdische Gemeinde seit Ende des Krieges gibt und wie wunderbar es sei, dass das Projekt hier wachsen konnte »and not in the fashionable Berlin or in the rich Munich!« Im Juli 2015 wurde dann aber doch in Berlin, im Centrum Judaicum/Neue Synagoge (Oranienburger Straße), die Ostfriesland-Haggadah als handgebundenes Künstlerbuch vorgestellt (Näheres: www.ostfriesland-haggadah.de/buchprojekt.php, Bestellungen: buch@ostfriesland-haggadah.de).

---

1 siehe die entsprechende Webseite zur Geschichte Ostfrieslands sowie den Beitrag in dieser Predigthilfe: Dr. Jan Lokers: Die Geschichte des Judentums in Ostfriesland

2 Helmut Ruppel, Eine Passa-Haggada zum Gedenken an den Holocaust, in: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: Predigthilfe & Materialien für die Gemeinde. Ökumenische Friedensdekade 2010, S. 58 f. Dem Autor lag vor: die Passa-Haggada zum Gedenken an den Holocaust, hg. von Peter von der Osten-Sacken und Chaim Z. Rozwaski, Künstlerische Gestaltung: David Wander und Yonah Weinrib, 119 S., Institut Kirche und Judentum, Berlin 2010

3 siehe Ausstellung »Martin Luther und das Judentum. Rückblick und Aufbruch«, zusammengestellt von Peter von der Osten-Sacken, Sara Nachama u. a., 16. Oktober 2015 – voraussichtlich Mitte Dezember 2015 in der Sophienkirche, Berlin-Mitte

4 Geschichte der Haggadot, in Ostfriesland-Haggadah. Kunst zum jüdischen Pessach-Buch, Hg.: Deutsch-Israelische Gesellschaft, Arbeitsgemeinschaft Ostfriesland, Aurich-Extum, 2013, E-Mail: DIGOstfrieslandFreitag@t-online.de / Text: Wolfgang Freitag, Almut Holler, Ricardo Fuhrmann, S. 13

5 ebda. S. 64

6 ebda. S. 19

Literaturhinweis: Frank Bajohr, »Unser Hotel ist judenfrei«. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. (Fischer) 2003

Die Geschichte des Judentums in Ostfriesland

Jan Lokers

Die Jüdinnen und Juden waren auch im gemischt konfessionellen Ostfriesland stets eine kleine religiöse und soziale Minderheit. Doch wies die Region im Vergleich einen überdurchschnittlich hohen Anteil jüdischer Einwohner_innen auf (1871: 1,3 %). Hier befand sich seit dem 18. Jahrhundert ein Zentrum des Judentums im Nordwesten Deutschlands. 1875 lebten in Ostfriesland über 2.500 Menschen jüdischen Glaubens. Nur die Großgemeinden Hannover, Altona, Wandsbek und Hamburg waren von ihren absoluten Zahlen her mitgliederstärker als zum Beispiel die größte jüdische Gemeinde in Ostfriesland, die Synagogengemeinde in Emden.

Zur zahlenmäßigen Besonderheit gesellt sich eine geistesgeschichtliche. Dem hohen Rang der ostfriesischen Judengemeinden innerhalb des Judentums im Norden Deutschlands entsprach es, dass hier seit dem 18. Jahrhundert mehrere weit über die Landesgrenzen bekannte Rabbiner amtierten. Das (Land-)Rabbinat Emden besaß für viele auswärtige gelehrte Juden mit orthodoxer Grundeinstellung eine hohe Anziehungskraft und herausragende Rabbiner der jüdischen Geistes- und Religionsgeschichte, wie u. a. der aus Altona stammende Jacob Emden (1697-1776) oder Samson Raphael Hirsch (1808-1888), wurden hier Rabbiner bzw. Landrabbiner. Samson Raphael Hirsch, dem als Begründer der Neu-Orthodoxie größere Bedeutung zukommt – seit 1855 führte er die orthodoxe Austrittsgemeinde in Frankfurt und gründete die erste internationale Organisation für die Interessen des orthodoxen Judentums — wurde 1841 zum Rabbiner der Emder Jüdinnen und Juden und zum Landrabbiner für Ostfriesland gewählt. Wie im Großherzogtum Oldenburg, wo er zuvor Landrabbiner gewesen war, kümmerte er sich auch in Ostfriesland intensiv um die Verbesserung des jüdischen Schul- und Armenwesens sowie um eine straffere Organisation der Gemeinden und des Landrabbinats. Seine zahlreichen Anstöße auf diesem Gebiet sollten auch in das hannoversche Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Jüdinnen und Juden von 1842 einfließen.

Als Mittelpunkt eines große Teile Nordwestdeutschlands umfassenden Landrabbinats besaß die Emder Gemeinde zwangsläufig ein großes Gewicht. Den dortigen Rabbinern war ein riesiger Aufsichtsbezirk zugeordnet, der die Jüdinnen und Juden Ostfrieslands, des Landdrosteibezirks Osnabrück sowie zeitweise auch die des Landdrosteibezirks Stade umfasste. Damit unterstand ihnen während des 19. Jahrhunderts fast der gesamte nordwestdeutsche Raum von der niederländischen Grenze bis vor die Tore Hamburgs.

Jüdische Gemeinden in Ostfriesland vor 1938

Die Geschichte der Jüdinnen und Juden in Ostfriesland beginnt im Vergleich zu anderen Regionen, etwa zum Süden Niedersachsen, spät, da eine mittelalterliche jüdische Siedlungstätigkeit für Ostfriesland nicht nachzuweisen ist. Offenbar waren die Möglichkeiten, als Händler oder Kreditgeber, die ihnen seit dem Mittelalter fast allein erlaubten Berufe, ihren Lebensunterhalt verdienen zu können, zu gering. Die ersten (aschkenasischen = deutschen) Jüdinnen und Juden kamen vermutlich um 1530 in die Grafschaft Ostfriesland und zwar in die Hafenstadt Emden; das war im Vergleich zum übrigen Niedersachsen rund 300 Jahre ›verspätet‹.

Von Emden ging wesentlich die jüdische Siedlungstätigkeit in der gesamten Grafschaft aus, in deren Verlauf weitere kleinere Gemeinden in allen größeren Orten (z. B. Aurich, Norden) und in den Herrschaftsbezirken der Adligen (»Häuptlinge«) entstanden. Vor 1933 gab es elf Synagogengemeinden in Ostfriesland, die größte war die in Emden, die vor 1744 von einer relativ »liberalen« Aufnahmepolitik des politisch autonomen Emder Rates profitierte.

Das Verhältnis von Juden und Christen

Das Verhältnis von Juden und Christen war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stark von einem nebeneinander her Leben geprägt. Gelegentliche Anfeindungen und Vertreibungsforderungen speisten sich aus vor allem von der Kirche artikulierten, im Zuge der Reformation erneuerten religiösen Vorbehalten sowie aus Neid- und Konkurrenzgefühlen der Christ_innen gegenüber den überwiegend als Händler und Geldleiher (in Ostfriesland besonders auch im Viehhandel) tätigen Jüdinnen und Juden. Die lutherische wie auch die reformierte Kirche taten sich bis zum Zeitalter von Aufklärung und Emanzipation immer wieder mit antijüdischen Äußerungen hervor und klagten die Jüdinnen und Juden wegen angeblicher *»lasterlicher rede und blasphemias auf unser waren Heilandt und Salichmaker«* an.

»Bekehrungsversuche« von christlicher Seite gab es im Unterschied zum Beispiel zu Göttingen, Braunschweig, Hannover oder in der benachbarten niederländischen Provinz Groningen, wo die Judenmission im Gefolge der Reformation starke Impulse erhielt und zum Teil auch erfolgreich war, jedoch nur in Ansätzen. Auch der in Ostfriesland kräftig Fuß fassende Pietismus, der der Judenmission im Allgemeinen neues Leben einhauchte, gab hier keine vergleichbaren Anstöße. Erst die 1834 gegründete »Ostfriesische Evangelische Missionsgesellschaft« sollte sich die Judenmission wieder zur großen Aufgabe machen und schickte Prediger durch das Land, wenn auch freilich ohne Erfolg.

Die Mehrheit der Jüdinnen und Juden in Ostfriesland lebte in sehr bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen. 1828 lebte z. B. rund ein Drittel der Emder Jüdinnen und Juden (48 von 144 Familien) vom Detail- und Trödelhandel. Und selbst den armen Jüdinnen und Juden ging es, wenn sie einen Schutzbrief ihrer Obrigkeit besaßen, noch um Welten besser als dem sogenannten »Betteljuden«, der unstet von Ort zu Ort ziehen musste und nirgends länger geduldet war. Der Anteil dieser jüdischen Armen lag am Ende des 18. Jahrhunderts bei 50 bis 66 Prozent. Gerade die Masse dieser armen jüdischen Familien sollte aber während des 19. Jahrhunderts im Verlauf des Emanzipationsprozesses zum Problem werden, denn eine Integration in die bürgerliche Gesellschaft wurde um so schwieriger, je schlechter die wirtschaftliche und soziale Ausgangsbasis war.

In den Städten konzentrierten sich die jüdischen Familien häufig in bestimmten Stadtvierteln oder Straßen, doch war dies meist selbstgewollt. Von der übrigen Bevölkerung unterschieden sich die Jüdinnen und Juden bis zum 19. Jahrhundert durch die Barttracht, ihre Kleidung (lange schwarze Gewänder der Männer,

Kopftücher der Frauen), ihre Sprache, das Jiddisch, ihre Riten und ihr Kultus, die koschere Küche, andere Feiertage, insbesondere die Heiligung des Sabbats. Die Synagoge war der Mittelpunkt des Gemeindelebens, die Religion der identitätsstiftende Faktor in den jüdischen Gemeinschaften, zugleich aber auch Grund für die Ausgrenzung.

Seit dem 18. Jahrhundert konnten die Jüdinnen und Juden in Ostfriesland überall dort, wo man sie duldete, weitgehend ungehindert, wenn auch misstrauisch beäugt, ihrem Glauben huldigen. Dort, wo davor der Bau einer Synagoge verboten worden war, konnten sich die jüdischen Gemeindemitglieder nur in Privaträumen und mehr oder weniger heimlich zum Gebet zusammenfinden. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wich diese harte Haltung dann einer größeren Duldsamkeit, so sicherte zum Beispiel der ostfriesische Graf Ulrich II. 1645 seinen Schutzjuden das Recht zu, »nach jüdischer Ordnung« leben zu dürfen. Der Ausbau des frühmodernen Staates, der mit dem Siegeszug des landesherrlichen Kirchenregiments einherging, sowie das Abflauen der Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionen im 17. Jahrhundert trugen zur Verbesserung des christlich–jüdischen Verhältnisses bei.

Emanzipation und Akkulturation

Die rechtliche Gleichstellung der ostfriesischen Jüdinnen und Juden kam im 19. Jahrhundert im Zuge eines ebenso langwierigen wie wechselvollen Prozesses zustande. Nach der Revolution von 1842/48 erhielten sie die gleichen politischen und bürgerlichen Rechte, allerdings zeigten sich dagegen sofort auch Widerstände. Endlich auch fielen die Schranken, die sie von der Ausübung wichtiger Berufe und Gewerbe ausgeschlossen hatten. Die Integration der Jüdinnen und Juden in die deutsche Gesellschaft machte auch in Ostfriesland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – trotz einer gleichzeitig anschwellenden antisemitischen Strömung, die Elemente des christlichen Antijudaismus aufnahm, aber die Wendung gegen die Jüdinnen und Juden rassisch begründete – deutliche Fortschritte. Im allgemeinen Vereinsleben, in politischen und wirtschaftlichen Gremien waren nun auch Jüdinnen und Juden vertreten: So wurde z. B. Simon Oppenheimer 1902 in Esens Schützenkönig. Am Ersten Weltkrieg nahmen ostfriesische jüdische Soldaten, beseelt vom gleichen Patriotismus wie die christlichen Soldaten, teil.

Religiöse Reformbestrebungen fanden unter den in der Mehrzahl konservativ eingestellten ostfriesischen Jüdinnen und Juden im 19. und 20. Jh. kaum Resonanz. Der jüdische Gemeindevorstand in Emden etwa und die Landrabbiner traten – weitgehend unbeirrt von den reformerischen Zeitströmungen

– für die »Hochhaltung« der altüberlieferten Lehre, für »die Ideale des Judentums« und »für die Ehre der Thora« ein. Zeitgleich gewannen in allen Gemeinden auch zionistische Kräfte an Bedeutung.

Bereits lange vor 1933 machten sich auch im ostfriesischen Raum die antisemitischen Stimmen bemerkbar. Unheilvoll in die Zukunft wiesen Vorgänge am 4./5. März 1932, als unbekannte Täter an den Haupteingang der Emder Synagoge die Worte »Wählt Hitler!« schrieben sowie Häuser Emder Jüdinnen und Juden, darunter auch das des Landrabbiners, beschmierten. Für großes Aufsehen weit über Ostfriesland hinaus sorgten die Vorgänge um den antisemitischen Borkumer Pastor Münchmeyer. Gegen seine öffentlichen Verleumdungen und Angriffe traten ostfriesische Jüdinnen und Juden 1926 mit einer satirischen Kampfschrift auf; einige von ihnen wurden deswegen wegen Beleidigung zu Geldstrafen verurteilt, aber durch ihre Bemühungen hatten sie erreicht, dass Münchmeyer von seinem Amt als Pastor zurücktrat.

Nationalsozialistische Zeit

Noch vor dem auf den 1. April 1933 festgesetzten, zentral organisierten Boykott zwang die SA am 28. März 1933 die jüdischen Geschäftsleute in Emden, ihre Läden zu schließen. In der Nacht darauf wurden von lokalen SA-Einheiten Schaufenster eingeworfen. Wie in vielen anderen ostfriesischen Orten wurden auch in Emden die Schächtmesser von der SA beschlagnahmt und öffentlich verbrannt. Zwar gab es während und nach den Boykott-Tagen noch einige nichtjüdische Nachbarn, die heimlich an der Hintertür oder nach Ladenschluss im Dunkeln in jüdischen Geschäften einkauften, aber im Großen und Ganzen blieb dies die Ausnahme.

Besonders die führende Marktstellung der jüdischen Viehhändler in Ostfriesland war den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Gleichwohl gelang es den Verwaltungsinstanzen und Parteigliederungen nicht, die häufig zugleich als Viehhändler, Viehmäster und Schlachter tätigen Jüdinnen und Juden sofort aus diesem Erwerbszweig zu verdrängen. Erst nach einem mehrere Jahre dauernden schikanösen und scheinlegalen Verdrängungsprozess war der Berufsstand der Viehhändler »judenfrei«.

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 kam es überall in Ostfriesland zu den von der Reichsleitung befohlenen Ausschreitungen gegen die jüdische Gemeinde. Die Synagogen wurden angezündet, Menschen misshandelt und »in Schutzhaft« genommen. Von den jüdischen Gotteshäusern blieb nur die in Neustadtgödens erhalten, weil sie kurz zuvor in fremde Hand gelangt war. Der bis zum Novemberpogrom noch existierende gemeindliche Zusammenhalt in

den jüdischen Glaubensgemeinschaften löste sich schnell auf. Wer die Möglichkeit zur Auswanderung hatte, nutzte sie. Nach dem Novemberpogrom wurde die Verdrängung der Jüdinnen und Juden aus dem Wirtschaftsleben verschärft vorangetrieben. Allein in den Jahren 1938 und 1939 gelangte über die Hälfte des 1933 noch vorhanden gewesenen landwirtschaftlichen Grundbesitzes der jüdischen Viehhändler und Schlachter in Ostfriesland in »arischen« Besitz. Ende 1939, Anfang 1940 nahm der Druck auf die jüdischen Eigentümer, ihren Besitz zu veräußern, noch einmal erheblich zu, als sich das Ende der über vierhundertjährigen Geschichte der Jüdinnen und Juden in Emden und Ostfriesland abzeichnete. Zu diesem Zeitpunkt wurde eine geschlossene Ausweisung der ostfriesischen Jüdinnen und Juden ins Auge gefasst, jedoch nicht realisiert. Ausschlaggebend für dieses im Vergleich zu anderen Regionen frühe Vorgehen gegen die Jüdinnen und Juden war eine Initiative mehrerer ostfriesischer Landräte und des Magistrats von Emden.

Stattdessen ordnete die Gestapo-Leitstelle in Wilhelmshaven Ende Januar 1940 an, dass die ostfriesischen Jüdinnen und Juden aus »militärischen Gründen« bis zum 1. April 1940 ihren Wohnort zu räumen und sich innerhalb Deutschlands mit Ausnahme Hamburgs und der linksrheinischen Gebiete eine neue Wohnung zu suchen hätten. Nur Personen über 70 Jahre wurde der Aufenthalt im jüdischen Altersheim in Emden gestattet. Einigen wenigen der ostfriesischen Jüdinnen und Juden gelang es, in das sichere Ausland zu entkommen, zum Beispiel dadurch, dass Emder Familien 1939 die zeitweise gegebene Möglichkeit wahrnahmen, ihre Kinder mit Sammeltransporten nach Holland zu schicken. Am 30. Mai 1940 meldete die Gestapo Wilhelmshaven der Gauleitung in Oldenburg, dass im Laufe der Monate Januar bis März insgesamt 843 Jüdinnen und Juden aus Ostfriesland »abgewandert« seien. »Damit kann die Entjudungsaktion für den hiesigen Bezirk als abgeschlossen betrachtet werden.« Acht jüdische Familien, in denen ein Ehepartner Nichtjude war, haben während des Krieges noch in Emden gelebt. Sie wurden zuletzt in Arbeitslagern, zum Teil in Theresienstadt, gefangen gehalten, konnten der »Endlösung« jedoch entgehen.

Die von der Gestapo im jüdischen Altersheim in Emden zusammengefassten älteren jüdischen Menschen Ostfrieslands (12.3.1941: 164 Personen) wurden am 23.10.1941 nach Varel verbracht. Alle wurden 1942 von dort in den Osten deportiert und ermordet, ihr Vermögen beschlagnahmte man. Über die Einzelschicksale der deportierten Jüdinnen und Juden in den Vernichtungslagern ist wenig bekannt, auch lässt sich die Zahl der Ermordeten nicht exakt benennen. Bisher wurden die Namen von 465 ermordeten Emder Jüdinnen und Juden bekannt, die Zahl für ganz Ostfriesland liegt bei etwa 1.000.

Nach dem Krieg lebten in Ostfriesland nur noch wenige Jüdinnen und Juden, zumeist solche, die mit nichtjüdischen Ehepartnern verheiratet waren, also in »privilegierter Mischehe« lebten, wie es in der Diktion der Nationalsozialisten hieß. Nur in größeren Städten wie Emden gelang wieder eine Gemeindebildung, auf Dauer konnte sich aber keine der Gemeinden halten. Heute leben kaum noch Menschen jüdischen Glaubens in Ostfriesland. Sie sind Teil der jüdischen Gemeinde in Oldenburg. Seit den 1980er Jahren wurden die Geschichte der ostfriesischen Synagogengemeinden und ihrer Menschen in mehreren Arbeitskreisen aufgearbeitet, Ausstellungen gezeigt und zahlreiche Publikationen zur jüdischen Geschichte in Ostfriesland sind seither erschienen. Von der reichen jüdischen Geschichte Ostfrieslands, die ein wichtiger Teil der regionalen Geschichte ist, zeugt heute nur noch wenig, da die Nationalsozialisten die Menschen vertrieben oder ermordeten, die Synagogen zerstörten, Kultgegenstände vernichteten, die Archive requirierten.

Die Zäsur des Nationalsozialismus hat uns den Blick darauf verstellt, welchen Anteil die jüdischen Einwohner an der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Gesellschaft auch in Norddeutschland hatten. Dadurch können wir nur noch wie durch einen Schleier erkennen, wie nachhaltig und wesentlich die Geschichte des Landes von den jüdischen Gemeinden mitgeprägt worden ist.

Gott ist schön – Ungläubiges Staunen

Navid Kermani erhält den Friedenspreis des deutschen Buchhandels 2015
Helmut Ruppel

Es war im Jahr 2009: Der Mainzer Kardinal Karl Lehmann und der protestantische Kirchenpräsident von Hessen-Nassau sollten mit einem muslimischen Publizisten namens Navid Kermani, Islamwissenschaftler, Romanautor und Kind iranischer Eltern, gemeinsam den Hessischen Kulturpreis erhalten. Sie weigerten sich, mit diesem Menschen zusammen sich ehren zu lassen. Grund: Er hatte in einem Aufsatz öffentlich das Kreuz als »Gotteslästerung« bezeichnet – das machte für sie eine gemeinsame Ehrung unmöglich, was die Aberkennung des Preises für Kermani zur Folge hatte. Im weiteren Verlauf des Artikels hatte aber Kermani sich tief bewegt von einer Kreuzigungsdarstellung gezeigt. Peinlicher Schwenk des Ganzen, der Preis wurde ihm wieder zuerkannt. Ein Eklat, der etwas aussagte über die Dialogsituation Christentum – Islam 2009 und übers genaue Lesen. ...

Nur sechs Jahre später ist die Reihe der Lesungen lang, auf denen viele Menschen zwischen Berlin, Wien und Zürich, Heidelberg, Tübingen, Köln und Konstanz ihn und sein neues Buch »Ungläubiges Staunen – Über das Christentum« kennenlernen wollen. Noch mehr können seine Dankesrede am 18. Oktober 2015 in der Frankfurter Paulskirche hören und sehen (ZDF), mit der er sich für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels bedankt.

Der Preisträger steht in einer Reihe mit Martin Buber, Ernst Bloch, Paul Tillich, Nelly Sachs, Frère Roger (als einziger ohne Laudatio!), Astrid Lindgren, Yehudi Menuhin, Saul Friedländer und der unerschrockenenSwetlana Alexijewitsch – sie alle wussten und wissen viel von Verflochtenheiten religiöser Traditionen, von Nähe und Konflikt der Religionen und Kulturen.

»Ungläubiges Erstaunen« – ein glänzender Titel für einen Blick ins Christentum von außen, der keineswegs mit dem Kreuz als Siegeszeichen seinen Frieden gemacht hat (ein Marterwerkzeug als Identitätssymbol...), aber von Maria und der Schönheit der orthodoxen Messe ergriffen und vom heiligen Franziskus tief berührt. Sein Blick auf Rembrandt und Caravaggio öffnet uns wieder aufs Neue die Augen. Kermani ist auf besondere Weise mit einem zärtlichen Blick begabt. Ob es der wundervolle Roman »Große Liebe« ist oder die dichten Anteil nehmenden »Reisen in eine beunruhigte Welt – Ausnahmezustand« sind, er kommt oft in der Wahrnehmung des Koran, der islamischen Mystik und der mittelalterlichen Dichtkunst zu einem Begriff, der vermutlich mit »schön« zu blass und matt (»Schön, dass Sie sind!«) übersetzt ist. Sein

großes Buch über den Koran heißt: »Gott ist schön«, »Schöner neuer Orient«, heißen die Berichte über die Ambivalenzen in der gegenwärtigen arabischen Welt. Daraus auf einen empfindungsfrommen Ästheten zu schließen, wäre falsch. Davon konnte sich die deutsche Politik und Gesellschaft überzeugen, denn sie hatte ihn beauftragt, im Mai 2014 der Verkündung des Grundgesetzes vor 65 Jahren zu gedenken! Heute ist der Wortlaut – zur »Rede des Jahres« gewählt – in dem Aufsatzband zu finden »Zwischen Koran und Kafka – West-östliche Erkundungen« – das nenne ich einen Bogen! Aus der Rede:

»Ich neige vor Bildschirmen nicht zur Sentimentalität, und doch erging es mir wie so vielen, als zu seinem 100. Geburtstag die Aufnahmen eines deutschen Kanzlers wiederholt wurden, der vor dem Ehrenmal im Warschauer Ghetto zurücktritt, einen Augenblick zögert und dann völlig überraschend auf die Knie fällt – ich konnte das bis heute nicht sehen, ohne dass mir Tränen in die Augen schießen. Und das Seltsame ist: Es sind neben allem anderen, neben der Rührung, der Erinnerung an die Verbrechen, dem jedesmal neuen Staunen, es sind auch Tränen des Stolzes ... auf eine solche Bundesrepublik Deutschland. Sie ist das Deutschland, das ich liebe, nicht das großsprecherische, nicht das kraftmeiernde, nicht das Stolz-ein-Deutscher-zu-sein-Deutschland oder Europa-spricht-endlich-Deutsch-Deutschland, vielmehr eine Nation, die über ihre Geschichte verzweifelt ist, die bis hin zur Selbstanklage mit sich ringt und hadert, zugleich am eigenen Versagen gereift ist, die nie mehr den Prunk benötigt, ihre Verfassung bescheiden Grundgesetz nennt und dem Fremden lieber eine Spur zu freundlich, zu arglos begegnet, als jemals wieder der Fremdenfeindlichkeit, der Überheblichkeit zu verfallen.«

Navid Kermani erhält den Friedenspreis nicht allein wegen dieser Sätze, auch wegen der folgenden: Er geißelt die Entstellungen des Grundgesetzes vor allem § 16: »Politische Verfolgte genießen Asylrecht«, den er einen »wundervoll bündigen Satz« nennt. Doch er »geriet 1993 zu einer monströsen Verordnung aus 275 Wörtern, die wüst aufeinander gestapelt und fest ineinander verschachtelt wurden, nur um eines zu verbergen, dass Deutschland das Asyl als ein Grundrecht abgeschafft hat. Mit gleicher Schärfe kritisierte er 2014, dass Deutschland von neun Millionen Syrern, die im Bürgerkrieg ihre Heimat verloren haben, gerade mal 10 000 aufnimmt.

Als Aktion Sühnezeichen *Friedensdienste* freuen wir uns, dass er jenen *Friedenspreis* bekommt, mit dem das Deutschland nach 1945 eine neue Visitenkarte von sich der Welt darbot. Wir stimmen seinem Appell zu:

»Das war der entscheidende zivilisatorische Durchbruch, der 1789 sicher noch nicht gelungen, aber doch begonnen wurde, die Übertragung des biblischen

Gebotes der Nächstenliebe auf die gesellschaftliche Wirklichkeit: nicht wir Franzosen oder Deutsche, nicht wir Weißen über den Schwarzen, nicht wir Einheimischen über den Fremden, nicht die Männer über die Frauen, nicht wir Adligen und wir Bürger, nicht wir Kapitalisten und wir Arbeiter, nicht wir Christen, wir Jüdinnen und Juden und wir Muslime, nicht wir Europäer, wir Asiaten und wir Afrikaner – nein, wir Menschen. ... Vor allem aber liegt es an dem höchsten Gebot des Islam, der Barmherzigkeit Geltung zu verschaffen.«

Wir gratulieren dem frommen Aufklärer Navid Kermani!

Zur leicht erreichbaren Lektüre empfehlen wir:
Gott ist schön, in: philosophie Magazin, Juni 2015, Spezialausgabe *Der Koran*
Ausnahmezustand, Reisen in eine beunruhigte Welt, C.H. Beck, München 2013
Große Liebe, Hanser, München 2014
Zwischen Koran und Kafka, West-östliche Erkundungen, Beck, München 2014
Ayda, Bär und Hase, Picus Wien 2006 – ein Kinderbuch
Grenzenloses Erstaunen – Über das Christentum, Beck, München 2015

Zwischen den »Freunden Israels« und den »Freunden Palästinas«

Rainer Stuhlmann lehrt und lernt in Nes Ammim und liest Mark Bravermans Buch über »Israels Politik und das Schweigen der Christen«
Helmut Ruppel

Es ist richtig: Wie leicht, wie billig ist es, Israel zu kritisieren, wenn man nicht gewillt ist, seine Lasten und seine ständige Gefährdung zu teilen. Hat es nicht oft den Anschein, als liege im jüdischen Überleben eine heftige Unverschämtheit für die nichtjüdische Welt? So lebt der Staat Israel hinter Mauern, seine islamischen und arabischen Feinde ruhen nicht. Kann man diese Gefährdung teilen? Man kann es zeichenhaft tun und davon erzählen.

Rainer Stuhlmann ist 2011 als Pfarrer im Ruhestand nach Nes Ammim, dem internationalen ökumenischen Dorf im Norden Israels, gegangen und lebt und arbeitet dort als »Studienleiter«, also als Lernender und Lehrender. Da er weiß, dass das Hebräische grammatisch nicht zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unterscheidet, gehört die Zukünftigkeit in die Gegenwart; was in ihr geschieht, ist voller Herausforderungen aus der Vergangenheit und voller Relevanz für die Zukunft. Davon erzählt er:

Zwischen allen Stühlen.
Alltagsnotizen eines Christen in Israel und Palästina

Neukirchener Verlag 2015, 155 S., 12,99 Euro

Alle Kapitel beginnen mit einem »Zwischen«, er lebt, reist und debattiert, lernt und fragt immer im »Zwischen«, darf man sagen »auf der Grenze«? Da aber die Grenze der eigentlich wahrhafte Ort der Erkenntnis ist, nimmt er vieles »wahr«, Agonie, Lobpreis, Klage, Auflehnung, den ununterbrochenen stimmlichen Umgang mit Gott und den Menschen. Und wo steht er?

»Zwischen Jüdinnen und Juden«, »Zwischen Vergangenheit und Zukunft«, »Zwischen Christinnen und Christen«, »Zwischen Juden und palästinensischen Christen«, »Zwischen jüdischen und palästinensischen Israeli«, »Zwischen Israeli und Palästinensern«, »Zwischen Israel und seinen Nachbarn im Krieg«, »Zwischen den ›Freunden Israels‹ und den ›Freunden Palästinas‹« – es geht nicht anders, schwarz-weiß, gut und böse, rund oder rechteckig ist hier nichts, man ist immer dazwischen...Und dies zu lesen, ist

so nötig wie eine frische Zimmerdurchlüftung oder ein kaltes Tuch auf heißer Stirn!

»Wenn Menschen heute das Wort ›Israel‹ hören, haben sie sofort auch ›Palästina‹ auf den Lippen. Und mit dem zweiten Satz scheint klar, wer hier gut und böse ist. Wann immer ich bei meinen Besuchen in Deutschland von meinen Erfahrungen in Israel und Palästina erzähle, treffe ich auf Menschen, die mit einer erschreckenden Militanz oft mehr gegen die eine Seite als für die andere kämpfen. Für manche ist der Staat ›Israel‹ geradezu zum Feindbild geworden, das sie zu blindwütigem Eifer für Palästina antreibt. Und umgekehrt sind manche Israelsympathisanten mehr Gegner der arabischen oder muslimischen Welt als Freunde Israels.«

Am meisten macht ihm zu schaffen, was die außerhalb Israels lebenden selbst ernannten Freunde Israels und ebenso die »Instant«-erregungsbereiten »Freunde Palästinas« verlautbaren. Als er in Israel ankam, war in den USA 2011 (in Deutschland 2012, *bemerkenswert rasch*) ein Buch des für den Frieden in Palästina engagierten Psychologen Mark Braverman erschienen mit dem Originaltitel »Fatal Embrace«, in Deutschland »Verhängnisvolle Scham. Israels Politik und das Schweigen der Christen« (Gütersloh 2012). Gerade der Untertitel traf mehrere Nerven ... folgerichtig wurde es die »Bibel« der Palästina-Lobby. Bravermans Hauptvorwurf an die Christ_innen: Unsere Freundschaft mit Israel hindert uns an der notwendigen politischen Parteinahme für Palästina. In der heruntergekommensten Version heißt das: »Auschwitz? Ja, schön und gut! Aber was ist mit Palästina?«

Geben wir Stuhlmann in seinem Buch das Wort zu Bravermans Buch:

»Einerseits vermitteln seine leidenschaftlichen Plädoyers für die Gerechtigkeit den Eindruck, hier erkläre wieder ein Amerikaner vor der Mauer seine Solidarität mit den Unterdrückten: Diesmal ruft ein amerikanischer Jude in Palästina: ›Ich bin ein Palästinenser.‹ Das ist mehr als ehrenwert. Aber schon, dass er den Nahostkonflikt auf einen israelisch-palästinensischen Konflikt reduziert, lässt ein falsches Bild entstehen. Auch er bemüht den Vergleich mit dem Apartheidstaat Südafrika, auch er spricht von ›ethischen Säuberungen‹ während der ›Nakba‹ (arabisch für ›Katastrophe‹ im Zusammenhang mit der Staatsgründung Israels; Rp), ohne zugleich zuzugeben, dass es dasselbe auch auf der anderen Seite des Krieges gegeben hat.

Theologisch argumentiert er mit Recht gegen den christlichen Zionismus, den er aus Amerika kennt. In diese Schublade packt er pauschal alle Christ_innen, die sich von der ›Enterbungstheologie‹ (›replacement theology‹) getrennt und mithin gelernt haben, dass die Kirche nicht an die Stelle

Israels getreten, sondern Israel bleibend erwählt ist. Dabei zeigt er seine Unkenntnis der theologischen Situation, erst recht der deutschen. Mit dem Wechsel des Titels (›Verhängnisvolle Scham‹) bedient er das gängige Klischee, deutsche Schuldgefühle gegenüber Jüdinnen und Juden würden ihr Engagement für die palästinensischen Geschwister verhindern. Dafür führt er ausgerechnet Bertold Klappert als einzigen exemplarisch vor, der gerade wegen seines jahrelangen Engagements für die Rechte der Palästinenser bis heute von vielen geschätzt wird.

Wirklich ärgerlich sind die drei klassischen antijüdischen Klischees, die der liberale Jude aus Amerika dafür ungeniert reaktiviert, und die bekanntlich im 19. Jahrhundert zu drei Klischees des modernen Antisemitismus mutierten.

›Jüdisches Erwählungsbewusstsein‹ macht Braverman als das Grundübel aus, das Frieden und Gerechtigkeit in Nahost verhindert. Es mag ein exklusives Erwählungsverständnis geben, aber jüdisch ist das gerade nicht, so haben wir gelernt. Schon die jüdische Bibel schärft ein, dass das Wissen, erwählt zu sein, niemals heißt ›wir allein und nicht die anderen‹, sondern immer ›wir, ohne dass wir es verdient haben, und so auch alle anderen‹.

›Erwählt sein‹, so haben wir vom Judentum gelernt, heißt ›ohne Verdienst geliebt zu werden‹, und diese Liebe gibt es nie exklusiv. Wer exklusives Erwählungsbewusstsein zum Kennzeichen des Judentums erklärt, argumentiert auf antijüdischer und schlussendlich antisemitischer Grundlage.

Die jüdische ›Kultur des Andersseins‹, die sich über Jahrtausende allen Assimilationsversuchen widersetzte, erklärt er für ein weiteres Hindernis im Friedensprozess in Nahost. Es mag die Arroganten geben, die meinen, aus ihrem Anderssein Privilegien ableiten zu können. Aber Hochbegabte sind nicht besser als andere und solche mit einer störenden Behinderung nicht schlechter als andere, allerdings sind beide tatsächlich ›anders als alle anderen‹: Wer die Kultur des Andersseins als jüdisches Laster bezeichnet, bedient antisemitische Argumentationsmuster.

Das dritte antijüdische Argumentationsmuster ist der engstirnige ›jüdische Nationalismus‹, begründet in der beschränkten Sicht einer ›Stammesreligion‹ (›tribal religion‹, die Nazis nannten das ›die Religion der orientalischen Viehhändler‹), den Braverman als weiteren Störfaktor des Verständigungsprozesses in Nahost ausmacht. Demgegenüber empfiehlt er das Christentum als internationale, interkulturelle universale Liebesreligion. Nein, was das Christentum universal gemacht hat, ist seine jüdische Tradition. Dass Abraham zum Vater vieler Völker wird, das ist nicht die Erfindung der christlichen Weltreligion, das steht in der Bibel der Jüdinnen und Juden.

Mit Händen zu greifen ist, wie sein Engagement für Palästina durch sein Israel-Feinbild motiviert ist, dass sich nicht scheut, antisemitische Klischees zu bedienen. So rüstet er die deutsche Palästina-Lobby mit antijüdischen und antisemitischen Argumenten auf.« (126f.)

Stuhlmann schließt seine so lebhaft wie lesensnötigen »Alltagsnotizen« mit fünf Impulsen: »Von Juden lernen« aus dem Studienprogramm von Nes Ammim:

Von Juden lernen – in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; in der Reflexion der Shoah; im ökumenischen Dialog; im interreligiösen Dialog und im politischen Konfliktfeld.

Wer hier lernen will, findet mit Stuhlmanns Buch ein einfühlsam lebhaftes Lehrbuch!

Die Kirche in der Diaspora

Joel Driedger

Eigentlich beschreibt »Diaspora« die Situation von Jüdinnen und Juden außerhalb Israels. Seit dem babylonischen Exil 597-539 v. Chr. (und auch schon davor) lebt das Volk Gottes verstreut unter den Völkern. Gottes Kinder versammeln sich nicht mehr im heiligen Land um den Jerusalemer Tempel, sondern leben fragmentiert in kleinen Gemeinschaften inmitten etablierter Gesellschaften. Sie sind plötzlich Fremde geworden, eingeschränkt in ihrer Selbstbestimmung.

Das Bild der Zerstreuung passt aktuell auf die Situation der Christ_innen im Nahen Osten. Was für die jüdischen Exilierten damals (und heute) galt, erfahren sie momentan hautnah. Jahrtausendealte Kirchenstrukturen werden gewaltsam aufgelöst, Menschen grausam vertrieben. Nun stehen Gottes Heilige unter dem Druck irrgläubiger Kulte und Kulturen, im zwanghaften Streit um die eigene Identität. Den neuen Mächten und Machthabern sind sie völlig ausgeliefert, politische Freiheiten und gesellschaftliche Mitgestaltung müssen erkämpft werden. Der Rückzug ins Private ist verlockend – ist doch das Privatleben auf einmal ein Politikum. Das, was in den eigenen vier Wänden geschieht, ist nicht selbstverständlich, denn es steht nun in permanenter Auseinandersetzung mit der neuen Umwelt. Das neue Umfeld hat die alten Traditionen verändert, die Selbstverständlichkeit ist verdunstet. Religiöse und kulturelle Rituale müssen neu eingeübt und an die neuen Umstände angepasst werden. Die Kirche geht in die Diaspora.

Verstreute Christ_innen und Gewaltfreiheit

Was die Vertreibung für meine christlichen Geschwister im Nahen Osten bedeutet, kann ich aus meiner privilegierten Position nicht ermessen. Als Angehöriger der Mennoniten, einer Märtyrerkirche, weiß ich aber, dass Teile der Kirche Jesu Christi schon immer in der Verstreutheit lebten. Etablierte Kirchen sind seit jeher versucht, verstreute Christ_innen bewusst oder unbewusst zu übersehen. Doch sie existierten: in Kirchen außerhalb des Römischen Reiches und der Ökumenischen Konzilien; als (mittelalterliche) Frömmigkeitsbewegungen unabhängig von kirchlichen Machtinstitutionen; in nonkonformistischen (Täufer-) Gruppierungen ohne staatliche Reformationsvollmachten. Die Kirche Jesu Christi war schon immer größer als menschliche Institutionen und staatliche Grenzen.

Die unangepassten Christ_innen und staatsunabhängigen Kirchen hatten durch ihre Diaspora-Situation wahrscheinlich einen leichteren Zugang zum Friedenszeugnis des Evangeliums. Wer keine Macht hat, der ist nicht so

schnell versucht, sich gewaltsam durchzusetzen. Möglicherweise entdeckten sie aber auch zuerst Jesu Ethik der Gewaltfreiheit und entschieden sich dann, auf staatliche Macht und Gewalt zu verzichten.

Die wahre Gestalt der Kirche

Letzteres lässt sich vereinfacht für die Täufer_innen des 16. Jahrhunderts sagen, die Glaubensvorfahren der Mennoniten. Die Täufer machten einen Unterschied zwischen der wahren Kirche Jesu, die die Feindesliebe Jesu ernst nimmt und unabhängig von staatlichen Mächten ist, und den Kirchen des Establishments, die ihre Interessen mit (staatlicher) Gewalt durchsetzen und somit das Friedenszeugnis Jesu verfehlen. Für die Täufer und später die Mennoniten war es normal, dass die Kirche nicht nur machtlos ist, sondern auch verfolgt und drangsaliert wird. So stellte sich ja auch ihre eigene Situation dar. Täufer_innen wurden aufgrund der Erwachsenentaufe geächtet, verhaftet und hingerichtet – und gerade darin fühlten sie sich mit Jesus Christus und den ersten Christ_innen verbunden. Die Zerstreuung bildete für sie die wahre Gestalt der Kirche.

John H. Yoder: Schisma von Juden und Christen überdenken

Im 20. Jahrhundert knüpfte der Theologe John Howard Yoder (1927-1997) an die mennonitische Denktradition an. Im Anschluss an die alttestamentliche Forschung und im Gespräch mit jüdischen Theolog_innen formuliert Yoder mehrere Thesen (vgl. seine posthum erschienene Aufsatzsammlung *The Jewish-Christian Schism Revisited*). Zunächst ist Yoder überzeugt, dass das Selbstverständnis des Volkes Israel nach dem Babylonischen Exil auf einer Diaspora-Identität beruht. Die Religionsgemeinschaft – und das heißt hier die ethnische Gemeinschaft der jüdischen Exilierten – engagiert sich in der weiteren Gesellschaft, ohne ihre eigenen Werte- und Kulturvorstellungen aufzugeben. »Suchet der Stadt Bestes« ist der vom Propheten Jeremia vorgegebene Leitspruch Israels. Die eigene soziale Gemeinschaft ist zwar von der »Stadt« getrennt, beides bleibt aber aufeinander bezogen.

Dieses »Jeremianische Modell« ist für Yoder Vorbild für die Verfasstheit der Kirche. Wie die verstreuten Synagogengemeinschaften bildet die Kirche eine Gemeinschaft von Glaubenden unabhängig vom Staat. Sie orientiert sich an Heiliger Schrift und Liebesgebot und dient der weiteren Gesellschaft. Yoder zieht eine direkte Linie von den jüdischen Gemeinden der Diaspora zu den christlichen (Frei)Kirchen. Beide suchen ihre Identität im Bezug zur Heiligen Schrift, einer expliziten Ethik und der Betonung der Gemeinschaft. Sie bleiben Fremdkörper in der weiteren Gesellschaft, weil sie dem Anspruch einer Gemeinde Gottes gerecht werden wollen, und gerade dadurch übernehmen sie Verantwortung für Andere.

»Jeremianisches Modell« versus »konstantinische Kirche«

Yoder zeichnet holzschnittartig zwei Modelle: Das eine ist das Modell einer freiwilligen Bekenntnisgemeinschaft, die sich um identitätsstiftende Schriften und Bräuche gruppiert und sich unabhängig von staatlichen Machtstrukturen versteht. Auf der anderen Seite das »Konstantinische Modell«, in dem Religion mit bestimmten staatlichen Strukturen identifiziert wird. »Konstantinisch« deshalb, weil unter Konstantin dem Großen (270/288-337) die Kirche zum ersten Mal staatlich privilegiert und gleichzeitig funktionalisiert wurde: Ein einheitliches kirchliches Bekenntnis im Römischen Reich sollte die kaiserliche Macht über das ganze Reich befestigen. Dieses Modell könnte aber genauso gut »Davidisches Modell« heißen, denn auch unter König David bildeten Religion und Staatsmacht zuweilen unheilvolle Allianzen.

Die These Yoders ist nun, dass die eigentliche Trennlinie zwischen Jüdinnen und Juden und Christinnen und Christen entlang dieser beiden Modelle verläuft – und nicht zuvorderst theologischer oder religiöser Natur ist. Das Gottesvolk steht von Beginn an in der Versuchung, den Glauben mit Macht zu sichern und die eigenen Überzeugungen mit staatlicher Gewalt zu festigen. Doch dadurch verschließt es sich vor der Wahrheit des Friedens. Nur wer auf Macht verzichtet und sich der Zerstreuung aussetzt, kann Gottes *Schalom* bezeugen.

Die Friedensethik wiederum verbindet Jüdinnen und Juden mit Christ_innen. Nicht nur Jesus formulierte eine Ethik der Gewaltfreiheit, auch die Mischna enthält explizite Friedenstexte. Der christliche Pazifismus der frühen Kirche schöpfte reichlich aus der jüdischen Tradition und bildet alles andere als einen Gegenentwurf. Und natürlich zeichnen die bekannten Propheten-Texte eine verbindende Friedensvision.

Flüchtlinge und Etablierte

Es bleibt zu hoffen, dass die aktuelle Zerstreuung der Kirche bei allem Leid zu einer Stärkung der Identität beiträgt – und zwar vor allem bei den Etablierten. Für die etablierten Kirchen in Deutschland (d.h. auch für die Mennoniten) sind die Flüchtlinge eine ökumenische Chance. Endlich zeigt sich der multinationale, multikulturelle – der ökumenische – Charakter der Kirche ganz praktisch inmitten von Ortsgemeinden. Dafür müssen wir die Flüchtlinge nicht nur aufnehmen, sondern mit ihnen zusammen wachsen. Die Immigrant_innen dürfen nicht nur integriert werden, sie müssen über das Ganze mitbestimmen dürfen. Alle müssen gemeinsam nach einer Form von Kirche suchen, in der sich Gottes Frieden zeigt und Grenzen durch Liebe und Bekenntnis überwunden werden.

POLIN – 1000 Jahre Geschichte polnischer Juden[1]

Ein neues Museum in Warschau »for future generations«

Ingrid Schmidt

Die Ausstellung

Polin, der hebräische Namen für Polen, wurde nach einer jüdischen Legende verstanden als

»Po-lin!« – »Ruhe hier aus!«

– eine Einladung – vor tausend Jahren – an die erschöpften jüdischen Flüchtlinge aus den westlichen Ländern Europas. Und so lädt die Ausstellung ein, sich erst einmal niederzulassen zwischen den Spiegelbildern hoher Nadelbäume, in einem poetischen Wald. Über den Schatten der Waldtiere ist das tröstliche Versprechen des jüdischen Philosophen S. Y. Agnon aus dem Jahre 1919 an seine Brüder und Schwestern notiert:

»... And this means that we shall rest here until we shall merit going to the Land of Israel. ...«

– In anderer Überlieferung verstanden die Flüchtlinge *»Polaniya«*, den hebräischen Namen für Polen, als ein Versprechen:

»Hier wohnt Jahwe.«

In Polen (Grenzen vor 1939!) lebten vor dem Zweiten Weltkrieg 3,3 Millionen Jüdinnen und Juden, es war seinerzeit die größte jüdische Gemeinde in Europa. Die meisten – Männer, Frauen, Kinder – wurden unter dem Naziregime ermordet.

Die Ausstellung zeigt nur wenige klassische Museumsstücke – es gibt sie einfach nicht mehr! Sie ist insgesamt konzipiert als ein multimediales »theater of history«, beginnend im zehnten Jahrhundert, bis in die Gegenwart mit Ausblicken in die zukünftige Gestaltung jüdischen Lebens in Polen.

Es begann im Jahre 965/966: Der jüdische Kaufmann Ibrahim ibn Yakub reiste von Spanien nach Polen und schrieb seine Erinnerungen auf – das erste Zeugnis jüdisch-polnischer Geschichtsschreibung.

Die »Reise durch tausend Jahre« umfasst acht Stationen:

1. Der Wald, ein legendäres Vorspiel
2. Erste Begegnungen, 960-1500

3. Paradisus Judaeorum, 1569-1648
4. Die jüdische Stadt / dos shtetl, 1648-1772
5. Begegnungen mit der Moderne, 1772-1914
6. Im jüdischen Viertel, oif der jidischer gas, 1918-1939
7. Holocaust, 1939-1945
8. Nachkriegszeit, 1944 bis zur Gegenwart.

Am Ende, heute, stehen Fragen:

»Did you always know you were Jewish?
Is there a future for Jews in Poland?
Is there antisemitism in Poland?
What does Israel mean to you?
Who can make Jewish culture?
What does it mean to be a Jew in Poland?«[2]

Das Museum

Jens Bisky schreibt in seiner Würdigung der Publikation »Viva Warszawa, Polen für Fortgeschrittene« von Steffen Möller[3]:

»Ja, Warschau ist die am meisten unterschätzte Hauptstadt Europas. Da muss man hin, um mehr von unserer Gegenwart zu verstehen.«[4] Zu diesem »Da muss man hin« gehört nun auch das »Polin. Museum der Geschichte der polnischen Juden«, der Öffentlichkeit – zwanzig Jahre nach ersten Überlegungen – am 28. Oktober 2014 übergeben. Der monumentale Bau, verkleidet mit reflektierenden Glasschindeln, steht auf dem Gebiet des ehemaligen Ghettos – in unmittelbarer Nähe zu dem Denkmal der Ghettohelden von 1948 und dem Mahnmal, das an den Kniefall von Bundeskanzler Willy Brandt am 7. Dezember 1970 vor diesem Gedenkort erinnert. Die finnischen Architekten Ilmari Lahdelma und Rainer Mahlamäki gewannen 2005 den internationalen Wettbewerb um das Bauwerk, zu dem Marek Edelman, einst Mitkämpfer im Warschauer Ghettoaufstand, sagte: »Warum musste dieses Museum geschaffen werden? Weil es polnische Geschichte ist.«

Warschau erkunden

Zu erinnern sind Warschaureisende u. a. auch

– an das »Jüdische Historische Institut« (mit dem Ringelblum-Untergrundarchiv) zum Ghettoaufstand / Beginn 19. April 1943,
– an das »Museum des Warschauer Aufstands« 1944 (Muzeum Powstania Warszawskiego)

– an das Korczakianum, das ehemalige Waisenhaus (Dom Sierot) des Kinderarztes und Pädagogen Janusz Korczak und seiner Mitstreiterin Stefania Wilczynska (s. ASF Predigthilfe 27. Januar 2011).

Zu erkunden aber ist Warschau auch auf Spaziergängen durch die wiederaufgebaute Altstadt mit dem Königsschloss, am Weichselufer, im Verweilen vor den Stadtansichten von Canaletto, auf den Spuren von Nikolaus Kopernikus, Frédéric Chopin, Marie Curie, Isaac B. Singer, Daniel Libeskind – und zum Denkmal des Kleinen Aufständischen[5].

(Zu den Themen »Küche«, »Kirchen« etc. sei auf den jüngsten Warschau-Guide verwiesen[6])
…

---

1 Lit.: Polin. 1000 Years History of Polish Jews – »For future generations«n hg. v. Barbara Kirshenblatt-Gimblett Antony Polonsky, 429 S. Museum of the History of the Polish Jews, Warschau 2014
siehe auch:
– 1000 years of Jewish Life in Poland. A Timeline. Taube foundation for Jewish Life and Culture, 32 S. / ISBN 978-83-62887-00-2
– Jürgen Hensel, Museum POLIN in Warschau-Muranów.: Museum für die Geschichte der polnischen Juden. Zur Eröffnung seiner Dauerausstellung, in: Polen und wir 1/2015, S. 14/15. Dr. Hensel war viele Jahre Leiter der wissenschaftlichen Abteilung im Jüdischen Historischen Institut in Warschau

2 zit. n.: Polin, a.a.O. S. 401

3 Piper Verlag, München/Berlin 2015, 304 Seiten, 1699 Euro. E-Book 12,99 Euro

4 Jens Bisky, Psst, ein Geheimtipp. Steffen Möller erzählt von der am meisten unterschätzten Metropole Europas. »Viva Warszawa« weckt das, was die Polen »rajzefiber« nennen. in: Süddeutsche Zeitung 18./19. April 2015

5 1983, zur Erinnerung an die Kinder des Warschauer Aufstands von 1944

6 Jan Szurmant, Magdalena Niedzielska-Szurmant, Warschau, Michael Müller Verlag, 3. Auflage 2015, 17,90 Euro

GRENZERFAHRUNG

Ökumenische FriedensDekade vom 8. bis 18. November 2015

Die diesjährige 36. FriedensDekade stellt die Erfahrung von Flüchtlingen in den Mittelpunkt.

Sie möchte außerdem zum interreligiösen Austausch und zur Zusammenarbeit mit Muslimen ermutigen.

Sie geht den strukturellen Ursachen von Flucht und Ausländerfeindlichkeit nach und stellt die steigenden Rüstungsausgaben und die Waffenlieferungen in Frage.

www.friedensdekade.de/downloads

Ökumenische FriedensDekade e.V.
Beller Weg 6 . 56290 Buch / Hunsrück

www.friedensdekade.de

KAPITEL II
Anstöße aus der biblischen Tradition

Ostfriesland-Haggadah, »Die vierte Plage: Wilde Tiere«, R. Fuhrmann/D. Jelin (Ausschnitt)

»... und als er ihn sah, jammerte er ihn und er ging zu ihm...«

Liturgieentwurf für den Gottesdienst zum Beginn der Ökumenischen Friedensdekade mit den Anstößen »Flüchtlinge« / »Grenzen« – Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres 8. November 2015

Helmut Ruppel

I. Seminar zur Vorbereitung

Der Liturgieentwurf nimmt gegenwärtige Erfahrungen mit Flüchtlingen auf. Mitte Juli verpflichtete sich die Bundesregierung zur Aufnahme von 9000 Flüchtlingen – eines der reichsten Länder der Erde mit einer der besten Bürokratien der Welt. Und doch muss man nach den bisherigen Erfahrungen (Freital/Meißen/Pegida/AfD) das Schlimmste befürchten.

Die Überschrift verdankt sich einer älteren Luther-Übersetzung, die den Samariter zuerst in den Blick rückt: »Der Verwundete jammert *ihn* ... die erste Aktivität geht vom Geschlagenen aus: Er bewegt den Samariter, er dreht ihm das Herz im Leibe um ... er wehrt sich nicht gegen den Blick des Verwundeten.« Diesen Akzent setzt Fulbert Steffensky in »Schöne Aussichten« (Stuttgart 2006, 63). Damit nehmen wir den Ruf des Papstes auf wider eine »Globaliserung der Gleichgültigkeit«. Die vielen Informationen, die aus den Tagesmedien zu einem solchen Gottesdienst heranzuziehen sind, und die Erfahrungen jeder Gemeinde vor ihrer Gemeindehaustür und im Umkreis der Kirche bedürfen der Sammlung und Sichtung. »Anstöße« zum Text des Lukasevangeliums über den »Nächsten« können der Vorbereitung Kontur geben, eben weil das Gleichnis scheinbar so vertraut und so bekannt ist:

»Flüchtlinge, Fremde und Grenzen« sind der Bibel nicht fremd, sind ein herausforderndes Thema in Politik und Gesellschaft. Den vielen Aspekten gerecht zu werden kann überfordern – ins Banale zu geraten erlaubt die politische wie theologische Aufgabe nicht.

Wir schlagen ein Seminar vor mit wenigen repräsentativen Materialien:

A.

Als *politische Grundlage* schlagen wir vor:

Heribert Prantl, Im Namen der Menschlichkeit – Rettet die Flüchtlinge, Ullstein Streitschrift, Berlin 2015 – schmale 25 Seiten im lebhaften Plädoyer-Stil verfasst mit so heftigen wie soliden Analysen und konkreten Vorschlägen, »Migration als zivilisatorische Notwendigkeit zu begreifen und danach zu handeln«. Die

Kosten von 3,99 Euro laden zum seminaristischen Arbeiten einer Vorbereitungsgruppe ein.

Nur ein Titel zur Erweiterung und Vertiefung: *Navid Kermani, Ausnahmezustand, Reisen in eine beunruhigte Welt, Beck, München 2013*, packend-präzise Reportagen aus Pakistan, Afghanistan, Syrien und von Lampedusa.

Die 25 Seiten von Prantl kann man zusammen oder in Klein-Gruppen lesen, sie qualifizieren und emotionalisieren eine Gottesdienstvorbereitung zum Flüchtlingsthema.

B.

Als *theologische Grundlage* schlagen wir zwei einander ergänzende Reden vor von

Jürgen Ebach, Wer ist zum Nächsten geworden? Kanzelrede über das Gleichnis vom »barmherzigen Samariter« (Lukas 10, 25-37), in: J. Ebach, »Iss dieses Buch«, Erev-Rav, Wittingen 2008, 106-116 – und

Jürgen Ebach, Liebe deinen Nächsten, dies alles bist du selbst, Bibelarbeit über Lukas 10, 25-37, DEKT Bremen 2009, in: J. Ebach, Mehrdeutlichkeit, Erev-Rav, Uelzen 2011, 31-46.

Eine Vorbereitungsgruppe, so theologisch wie politisch ins Gespräch gekommen, kann auch zu jedem anderen Zeitpunkt des Kirchenjahres an die gottesdienstliche Arbeit gehen.

Es sollte bedacht werden, wer spezifisch eingeladen werden sollte übers Ökumenische hinaus aus dem Feld öffentlicher Verantwortung, *auch der Schulen!*

Angesichts der düsteren Debatten (oder Nicht-Debatten) zum Islam sollte zumindest von Interessierten aufgenommen werden *Mouhanad Khorchide, Islam ist Barmherzigkeit, Herder Freiburg 2012; »Die Grenze ist der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis«* – das Tillich-Thema führt von den aktuellen Herausforderungen nur scheinbar fort, kann aber den Grund legen für die theologische Relevanz des Flüchtlingsthemas.

Der folgende Entwurf sollte überall zu öffnen sein für akute, ortsbezogene, ökumenisch-politische und geistlich-gemeindeeigene Zuspitzungen.

Vor-Wort

Rufer:
Das, was vorher war
Wieviele es von Anfang an gewusst haben,
weiß niemand genau. Von denen,
die etwas damit zu tun hatten,
kann sich kaum einer daran erinnern.
Andere können es nicht vergessen,
obwohl sie es nicht miterlebt haben.
Nicht vielen ist es gegeben, zu sagen:
»Ich habe keine Ahnung.« Einige
haben sich darauf spezialisert.
Dass es niemand verstehen kann,
dabei wird es bleiben. Es gibt welche,
denen es schon zum Halse heraushängt.
... Die meisten glauben, es sei vorbei. Hie und da
ist eine schwache Stimme zu hören,
die sagt, dass es kein Ende nimmt. (Auszug)

Musikalische Eröffnung: Orgel, »verlorene, verwehte Musik«, Saxophon

Liturg:
Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat,
der Bund und Treue hält auf immer und nicht preisgibt das Werk seiner Hände.
Er verbinde die Tatkraft unserer Hände mit der Stärke unserer Hoffnung,
er verbinde die Tapferkeit unserer Gedanken mit dem Freimut unseres Tuns.
Wenn wir nur den Anfangsbuchstaben austauschen,
wird aus »Kristallnacht« eine »Christ-allnacht« –
und schon sind wir, wie wir schon immer mitten drin waren,
mit den Juden, den Verfolgten, Gedemütigten, Flüchtenden
und den an jeden denkbaren Rand Geratenen.

Enzensbergers Gedicht *Das, was vorher war*, schließt:
»Hie und da ist eine schwache Stimme zu hören,
die sagt, dass es kein Ende nimmt.«[1]
Jeder Gottesdienst will sie wahrnehmen! Deshalb singen wir zu Beginn

Gemeinde: O Komm, du Geist der Wahrheit EG 136

Rufer: Psalm 30

Der Abend kommt mit Trübsal,
mit Freude der neue Tag.

Hast mich emporgezogen
tief aus dem Abgrund, ich wurde
schon zu den Toten gerechnet.
War übermütig – glücklich,
Mir passiert schon nichts, so dachte ich.
Wer kehrte sich ab von wem,
dass ich wankte und fiel?
Ich habe dich gerufen, dich angefleht:
Was hast du davon, wenn ich sterbe
und in ein Grab gelegt werde?
Haben Staub und Asche eine Stimme,
soll ein Toter dir singen?
Dann hast du meine Verzweiflungstränen
umgewandelt in Tränen von Lachen.
Ich ging in Trübsal, du hast mich gekleidet
in strahlendes Weiß.
Und nun sing ich dies Lied:
Danke, dass ich wieder lebe.
Und schweigen werde ich nicht über alles, was geschah.
Denn Schweigen kann ich nicht.

Der Abend kommt mit Trübsal,
mit Freude der neue Tag.

(Das Huub Oosterhuis Gottesdienstbuch, Freiburg 2013, 80)

Kyrie

Liturg:
Unser Vater in den Himmeln,
der du die Abende dunkeln lässt und die Morgen heraufführst,
bewahre uns davor,
der Apathie, der Überbeschäftgung und allen Ausweichmöglichkeiten zu erliegen.
Du kennst unsere Entscheidungsängste, Unsicherheit, Scham
und sogar Schüchternheit, alle kreative Handlungsfeigheit. ...
Lass nicht zu, dass sie uns hindert, das Leid wahrzunehmen,
das in den hohen Flüchtlingszahlen steckt!

Die Menschen haben so viel gesehen und erlebt,
mehr als sie verkraften können – und wir?
Wecke Weisheit und Erbarmen, Gastfreundschaft und Mitgefühl in uns –
erbarme dich ihrer und unser!
Schenke uns Bilder, Träume und Wünsche, wie die Dinge sein sollen,
damit sie wahr werden. Dass es nie reicht zu sagen: »Es reicht!«
Dass wir keiner einzigen Hand das Brot verweigern, die sich nach ihm ausstreckt.
Durchlüfte mit deinem Geist deine Gemeinden,
dass kein Geschöpf verloren geht. Amen

Liturg – Gnadenspruch:
Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht Gott.
Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch Zukunft gebe!
Jeremia 29,11

Gloria

Liturg – Kollektengebet:
Unser Vater, wie lernen wir,
dass nicht das eigene Wohl das Wichtigste ist, sondern das Wohl aller?
Warum leben wir wie verdammt unter der Diktatur unseres Urvaters Kain
und werden nicht die Hüter unserer Geschwister?
Aller derer, die in einem dünnen Schlafsack auf Lampedusa die Nacht verbingen?
Gib uns deinen Heiligen Geist,
für einen Atemzug Alltagsmut des Teilens und der Barmherzigkeit!
Wir bitten!

Gemeinde: O Heiland, reiß die Himmel auf, herab, herab... **EG 7, 1-3**

Lesung I: Exodus. Das zweite Buch der Tora, 1, 8-20

Gemeinde: Herr, mach uns stark im Mut **EG 154**

Lesung II: Lukasevangelium 10, 25-37

Liturgin – Credo:
Wir glauben an Gott, der die Liebe ist,
der die Welt allen Menschen geschenkt hat.
Wir glauben nicht an das Recht des Stärkeren,
an die Stärke der Waffen, die Macht der Unterdrückung.

Wir glauben an Jesus Christus, der gekommen ist, uns zu heilen.
Und uns aus allen tödlichen Abhängigkeiten befreit.
Wir glauben nicht, dass Kriege unvermeidlich sind,
dass Friede unerreichbar ist.
Wir glauben an die Gemeinschaft der Heiligen,
die berufen ist, im Dienste der Menschheit zu stehen.
Wir glauben, dass Gott für die Welt eine Ordnung will,
die auf Gerechtigkeit und Liebe gründet.
Und dass alle Männer und Frauen gleichberechtigte Menschen sind.
Wir glauben an Gottes Verheißung eines neuen Himmels
und einer neuen Erde, wo Gerechtigkeit und Friede kämpfen/sich küssen.
Wir glauben an die Liebe mit offenen Händen.

(Ökum. Weltversammlung Seoul 1990)

Gemeinde – Lieder in Auswahl:

Das könnte den Herren der Welt ja so passen
In: Singt Jubilate, 156 (Marti/Janssens)

Unfriede herrscht auf der Erde
In: Singt Jubilate, 169 (Jasnota/Gerber/Kirchbaum)

Gottes Wort ist ein Licht in der Nacht
In: Singt Jubilate, 46 (Bittge/Ruppel)

Predigt – Lukas 10, 25-37:

Worte auf den Weg von Heribert Prantl:

Europa schützt seine Grenzen, aber nicht die Flüchtlinge. ...
Noch immer gibt es Anschläge auf Asylbewerberheime.
Aber die Empörung über solche Anschläge ist größer als früher.
Es zeigt sich viel klarer, wer wo steht. ...
Es ist Zeit, die Globalisierung der Gleichgültigkeit zu beenden. ...
Denjenigen Regierungen in Europa,
die von christlich-konservativen Parteien getragen werden,
muss man einen mahnenden biblischen Satz
ganz obenauf in die Konferenzmappe legen:
»Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt,
das habt ihr mir getan!«
So sagt es Jesus, so steht es beim Evangelisten Matthäus (25,40).

Gemeinde: **EG 283, 1-2.6-7**
Herr, der du vormals hast dein Land mit Gnaden angeblicket (Paul Gerhardt 1653)

Fürbitte:
Unser Vater in den Himmeln, die hohen Flüchtlingszahlen machen uns Sorgen,
aber was wiegen sie gegen den Schmerz derer,
die alles Vertraute verlassen müssen und Unsägliches durchgemacht haben. ...
Wir bitten dich für die Frauen, die auf der Flucht vergewaltigt werden
und für die Männer, die ihre Würde verlieren, weil sie sich und andere
nicht schützen können vor den Übergriffen der Schlepperbanden.
Wecke Weisheit und Erbarmen in allen,
die Verantwortung tragen für das Ergehen der Flüchtlinge.
Lass die Regierenden Gastfreundschaft beschließen und mach uns bereit,
von dem, was wir haben, mit Fremden zu teilen!
Lass uns eine Kirche werden,
deren Gruppen in Richtung Reich Gottes unterwegs sind
und Zeugnis geben für diese Hoffnung,
die für Frieden in Syrien und der Ukraine beten
und laut die Ursachen des Unrechts nennen.
Wir bitten dich um ein Erbarmen, das sich nicht erschöpft,
eine Freiheit, die nicht ausgeht,
eine Güte, die überläuft und eine Hoffnung, die bis zum Himmel reicht
und um ... *nun persönlich, örtlich, gemeindlich.*

(unter Verwendung von Sylvia Bukowskis Gebet zum Weltflüchtlingstag 2015)

Vater unser

Segen

Gemeinde: Verleih uns Frieden gnädiglich **EG 422**

---

1 Hans Magnus Enzensberger, Leichter als Luft, Frankfurt a.M. 1999,10

»...in die Tiefe, mitten ins Meer: Grenzerfahrung«

Fünf Andachten in der Ökumenischen FriedensDekade im Jahr 2015
Björn Borrmann

Votum
Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Amen.

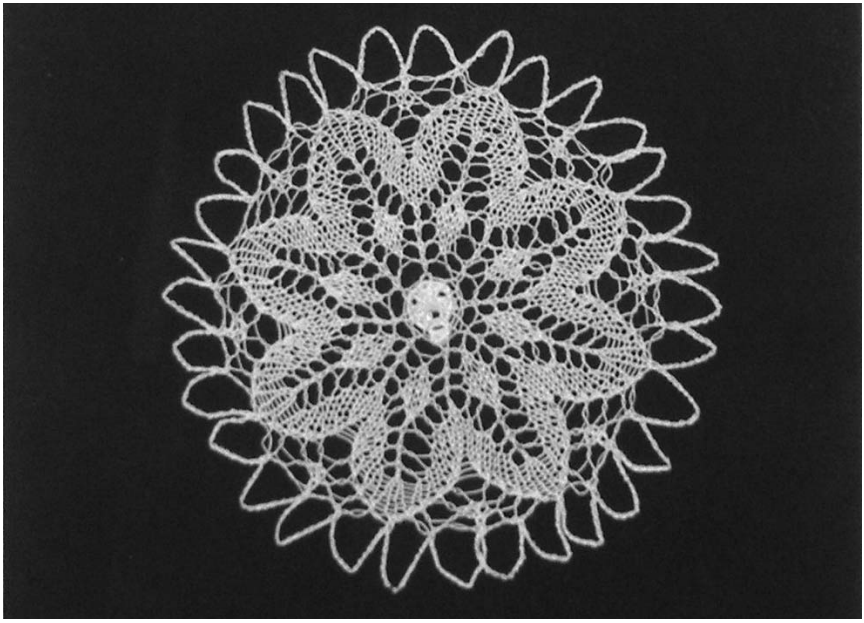
Begrüßung

Psalm – Gebet des Jona **Jona 2,3-10**
Ich rief zu dem HERRN in meiner Angst und er antwortete mir.
Ich schrie aus dem Rachen des Todes und du hörtest meine Stimme.
Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten mich umgaben.
Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich,
dass ich dachte, ich wäre von deinen Augen verstoßen,
ich würde deinen heiligen Tempel nicht mehr sehen.
Wasser umgaben mich und gingen mir ans Leben,
die Tiefe umringte mich, Schilf bedeckte mein Haupt.
Ich sank hinunter zu der Berge Gründen,
der Erde Riegel schlossen sich hinter mir ewiglich.
Aber du hast mein Leben aus dem Verderben geführt, HERR, mein Gott!
Als meine Seele in mir verzagte, gedachte ich an den HERRN,
und mein Gebet kam zu dir in deinen heiligen Tempel.
Die sich halten an das Nichtige, verlassen ihre Gnade.
Ich aber will mit Dank dir Opfer bringen.
Meine Gelübde will ich erfüllen dem HERRN, der mir geholfen hat.

Bittlied: Meine engen Grenzen **EG.RWL 600 / Singt Jubilate singt Nr. 38**

1. Meine engen Grenzen, meine kurze Sicht bringe ich vor dich.
   Wandle sie in Weite: Herr, erbarme dich. (2x)
2. Meine ganze Ohnmacht, was mich beugt und lähmt, bringe ich vor dich.
   Wandle sie in Stärke: Herr, erbarme dich. (2x)
3. Mein verlornes Zutraun, meine Ängstlichkeit bringe ich vor dich.
   Wandle sie in Wärme: Herr, erbarme dich. (2x)
4. Meine tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit bringe ich vor dich.
   Wandle sie in Heimat: Herr, erbarme dich. (2x)

Text: Eugen Eckert 1981 in: Durch Hohes und Tiefes, München 2008, Nr. 163



Ostfriesland-Haggadah, »Der Todesengel«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Lesung: 1. Vers aus dem Jonapsalm

Kommentar oder Meditation
An dieser Stelle kann aktuelle »Grenzerfahrung« geteilt werden. Vielleicht erzählt jemand von seinen Erlebnissen und Deutungen. Alternativ finden sich auch im Internet zahlreiche Berichte von Menschen, die auf der Flucht sind. Die Suche nach »Flüchtlinge erzählen« führt auch zu Video- und Audiodateien. Im Anhang sind fünf Auszüge aus Fluchtgeschichten abgedruckt, die von der Uno-Flüchtlingshilfe bzw. WDR5 dokumentiert wurden.

Zur Meditation regen die Bilder der Ostfriesland-Haggada in diesem Heft an. In jeder Andacht kann ein Bild betrachtet werden. Die Bilder stehen unter www.asf-ev.de/de/kirchengemeinden unter Materialien zum Download bereit.

Wenn diese Meditation vorbereitet wird, lassen sich die Bilder auch auf das Thema »Grenzerfahrung« ansprechen oder mit dem Gebet des Jona verknüpfen.

Mit wenig Zeit zur Vorbereitung ist folgendes Modell möglich.

Nach einer Zeit stiller Betrachtung spricht der/die Liturg_in in wenigen Worten, mit sehr viel Ruhe von eigenen Eindrücken, zum Beispiel anhand der vier Satzanfänge so:

1. Ich sehe … ein Netz. Es ist aus feinen Fäden gewirkt. In der Mitte ein Gesicht. Ist es eine Fratze? Fast habe ich sie übersehen. Das Netz, ein Deckchen, wäre sonst so gewöhnlich.
2. Ich denke an … Netze, die gefangen nehmen. Maschendraht, gewöhnlich wie Häkeldeckchen. Dahinter Gesichter, die nicht rausdürfen. Ich habe mich daran gewöhnt, wie an die Deckchen auf Omas Sofa.
3. Ich frage mich … Steckt der Teufel so im Detail? Oder steckt Gott im Detail?
4. Ich wünsche mir … einen genauen Blick. Hinter das Netz, hinter den Zaun.

Lied: Die Erde ist des Herrn **EG.BT 654, EG.RWL 677**

1. Die Erde ist des Herrn.
   Geliehen ist der Stern, auf dem wir leben.
   Drum sei zum Dienst bereit,
   gestundet ist die Zeit, die uns gegeben.
2. Gebrauche deine Kraft.
   Denn wer was Neues schafft, der lässt uns hoffen.

Vertraue auf den Geist,
der in die Zukunft weist. Gott hält sie offen.

3. Geh auf den andern zu.
Zum Ich gehört ein Du, um Wir zu sagen.
Leg deine Rüstung ab.
Weil Gott uns Frieden gab, kannst du ihn wagen.

4. Verlier nicht die Geduld.
Inmitten aller Schuld ist Gott am Werke.
Denn der in Jesus Christ
ein Mensch geworden ist, bleibt unsre Stärke.

Text: Jochen Rieß 1985 Melodie: Matthias Nagel 1985 in: Durch Hohes und Tiefes, Nr. 380

Gebet: Frei formuliert unter Voranstellung des gelesenen Jona-Verses

oder

Manchmal

sind es, die von ferne kommen,
– die Kleinen und Schwachen dieser Erde –
die die Wahrheit sehen.

Manchmal

sind es, die wir unmündig nennen,
– die Außenseiter und Verachteten unserer Gesellschaft –
die den Weg zu neuer Menschlichkeit zeigen.

Manchmal

sind es, die hungern nach Brot und Gerechtigkeit,
– in Syrien, Eritrea oder anderswo –
die uns, die Satten, lehren zu lieben.

Manchmal

sind es, die von ferne stehen,
– die Kleinen und Schwachen dieser Erde –
die die Wahrheit sehen.

Wir danken, dass deine Kraft in ihnen mächtig ist.
Um ihretwillen, um unsertwillen bitten wir dich:

Verleih uns Frieden gnädiglich,

Herr Gott, zu unsern Zeiten.
Es ist doch ja kein andrer nicht,
der für uns könnte streiten,
denn du, unser Gott, alleine.
(ggf. gesungen, EG 421)

Vater unser

Segen

Anhang: Verse aus Jona 2 als Lesung und Berichte von Flüchtlingen

Ich rief zu dem HERRN in meiner Angst und er antwortete mir.
Ich schrie aus dem Rachen des Todes und du hörtest meine Stimme.

Ibrahim erinnert sich. » Ich rannte neben meinem Vater und sie töteten ihn. Als ich die Schüsse hörte, hatte ich Angst. Mein Vater sagte, ich solle rennen. Als sie uns sahen, schossen sie auf ihn und er fiel hin. Sie töteten meinen Vater. Ich weinte und sie zogen ihre Macheten und schlugen mich auf den Kopf. Ich bin ohnmächtig geworden. Ich konnte mich nicht bewegen. Später habe ich mich unter einen Baum in den Schatten geschleppt. Sie kamen zurück, hoben mich auf. Sie dachten, ich sei tot. Sie gruben ein Loch und warfen mich hinein und deckten mich mit Sand zu.«

Ibrahims 13-jährige Schwester Larama rettete ihm zwei Tage später das Leben, als sie mit der Großmutter ins Dorf zurück kam, um nach dem Vater und dem Bruder zu suchen. Mit zitternder Stimme erzählt sie: »Ich wurde müde und setzte mich unter einen Baum und da bemerkte ich etwas mit Fliegen. Es war ein Mensch. Ich hatte Angst. Dann nahm ich allen Mut und versuchte mit ihm zu reden, aber er nickte nur. Ich fragte, ob es der »Junge« sei, weil »Junge« der Kosename meines Bruders war – wir nennen ihn »Junge«. Er nickte – er war es! Er hatte eine Wunde auf dem Kopf und das Gesicht war ganz voll Blut.

Ja. Ich bin die, die ihn ausgrub und ihn auf dem Rücken trug. Ich dachte, ich sei nicht stark genug, um ihn zu tragen, aber irgendetwas gab mir die Kraft ihn zu tragen. Ich war müde aber ich musste das tun. Als die Leute mich sahen, fragten sie, wohin ich ihn trüge. Ich bringe ihn nach Hause, sagte ich. »Aber er ist doch schon tot, warum trägst du ihn?« fragten sie. »Er ist nicht tot, er lebt«, sagte ich.[1]

Du warfst mich in die Tiefe, mitten ins Meer, dass die Fluten mich umgaben.

Die Sonne geht gerade auf, als 446 Menschen nach acht Tagen auf See im italienischen Hafen Augusta endlich wieder festen Boden unter den Füßen haben. In den letzten Tagen, eingepfercht in ein kleines Fischerboot, hatten sie sich oft gefragt, ob sie überleben würden. An Bord: Männer, Frauen und 59 Kinder aus dem Irak, aus Syrien, Somalia, Eritrea und dem Sudan. »Danke –Italien«, sagt einer der Männer, der seinen Kopf mit einem Schal gegen die Sonne schützt. »Danke für mein Leben«.

Ich treffe Amin, seine Frau Hanan und die drei kleinen Kinder, als sie in der Schlange für die medizinische Untersuchung stehen. Hanan sieht erschöpft aus, nach acht Tagen voller Angst auf See und der fünfmonatigen Flucht aus Syrien. Ihr ganzes Hab und Gut ist in zwei kleinen Taschen gepackt – alles was von ihrem bisherigen Leben blieb.

Später sitzt die Familie in einem Zelt auf Feldbetten und isst ihre erste Mahlzeit auf trockenem Boden: ein Lunchpaket, das sie erhalten haben. Der Albtraum ist erst einmal vorüber. [2]

Alle deine Wogen und Wellen gingen über mich, dass ich dachte,
ich wäre von deinen Augen verstoßen, ich würde deinen heiligen Tempel nicht mehr sehen.

Doaa war hoffnungsvoll, sie war verliebt in Bassem, der um ihre Hand anhielt. Gemeinsam beschlossen sie Sicherheit in Europa zu suchen, um sich dort ein gemeinsames Leben aufzubauen. Bassem gab sein ganzes Erspartes, 5.000 Dollar, den Schmugglern, die sie auf ein überfülltes Fischerboot zwängten.

Doch nach drei Tagen auf See glaubte sie nicht mehr an eine sichere Ankunft und sagte zu Bassem: »Wir werden alle ertrinken«. Am vierten Tag kam ein verrostetes Boot auf sie zu. Die Passagiere weigerten sich in das seeuntaugliche Boot zu wechseln, woraufhin die wütenden Schmuggler ein Loch in das Fischerboot rammten und lachten. Innerhalb von Minuten kenterte und sank das Boot. Die 300 Menschen, die unter Deck gefangen waren, hatten keine Chance zu überleben.

»Ich hörte wie Menschen schrien und sah wie ein Kind vom Propeller in Stücke zerrissen wurde«, erinnert sich Doaa. Um sie herum schwammen hunderte Leichen. Die Überlebenden kamen in Gruppen zusammen und beteten. Bassem fand einen Rettungsring für Doaa, die nicht schwimmen kann. [3]

Wasser umgaben mich und gingen mir ans Leben, die Tiefe umringte mich, Schilf bedeckte mein Haupt.

Yorusalem arbeitete als Sekretärin bei der Generalstaatsanwaltschaft der Regierung. Und trotzdem – um ihren Glauben ausüben zu können, entschloss sie sich zu gehen – in Eritrea ein Verbrechen und darum sehr gefährlich. Ihren Kindern hat sie erzählt, dass sie in den Urlaub fahren – an die Küste Eritreas. »Ich habe ihnen einfach erzählt, dass wir Urlaub machen, das fanden sie o.k. Denn wir sind davor oft ans Meer gefahren, nach Massaua, das ist eine Hafenstadt am Roten Meer.«

Auch wenn ihr Sohn Ynabi noch sehr klein war und die Erinnerungen verschwommen sind: Dass sie mit dem Auto durch die Wüste gefahren sind, daran erinnert er sich. »Es dauerte ewig lange, wir sind durch eine Sandwüste gefahren. Und wir brauchten ein Seil, weil das Auto nicht fuhr und wir es aus dem Sand ziehen mussten.« Die Flucht ging über den Sudan durch die Sahara nach Libyen. Dort wurde Yorusalem an der Grenze festgenommen und saß mit ihren beiden Kindern zwei Monate im Gefängnis. Das zehrte an der jungen Frau. Auf Papieren, die ihr in Libyen ausgestellt wurden, sieht man, dass sie völlig abgemagert ist. Nach zwei Monaten kam sie frei und wartete auf das rettende Boot nach Italien – dafür hat sie 3.000 Dollar bezahlt. 280 Menschen waren an Bord, zusammengepfercht. »Es war fürchterlich, wenn ich daran denke. Aber es ist Vergangenheit«, erzählt sie. [4]

Ich sank hinunter zu der Berge Gründen, der Erde Riegel schlossen sich hinter mir ewiglich.

Vater Ammar beginnt über das zu reden, was passiert ist, bevor die Familie in der Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge in Dortmund angekommen ist. Alijas sehr fröhlicher Gesichtsausdruck verschwindet. Sie steht auf und verlässt den Raum.

»Sie geht, sie will das nicht hören, weil sie sich nicht erinnern will«, erklärt Ammar. Bis vor vier Jahren hatte der 44-jährige ein eigenes Haus und eine Medizintechnikfirma in Homs, seine Frau eine Apotheke. Als der arabische Frühling in Syrien zum Krieg wurde, zerstörte er die heile Welt und das Stadtviertel der Refais. »Sie stellten die Panzer drum herum auf und im selben Augenblick schossen sie. Aber da waren so viele Menschen drin, sie zerstörten alles.« Ammar Refai ist Anästhesist, hat das Operieren nicht gelernt. Aber er war der einzige Arzt im Viertel und tat, was er tun musste. Operieren, alles was rein kommt. Auch seinen eigenen Sohn, der durch Brandbomben schwer verletzt worden war.

»Wenn du jemanden siehst, der sterben wird, musst du etwas tun, auch wenn du dir nicht sicher bist, ob du es gut tun wirst oder nicht. Aber du wirst es tun. Wenn du es nicht tust, wird er sterben.«[5]

---

1 Quelle: www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlinge/fluechtlinge-erzaehlen/ibrahim-aus-nigeria.html
2 Quelle: www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlinge/fluechtlinge-erzaehlen/amin-und-hanan-aus-syrien.html
3 Quelle: www.uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlinge/fluechtlinge-erzaehlen/doaa-aus-syrien.html
4 Quelle: www.wdr5.de/sendungen/morgenecho/serien/serienmanuskript/fluechtlinge838.html
5 Quelle: www.wdr5.de/sendungen/morgenecho/serien/serienmanuskript/fluechtlinge836.html

»...und Petrus erinnerte sich und weinte...«

Überlegungen und Bausteine für eine Andacht zum 9. November zu Mk 14,66-72

Dagmar Pruin und Marie Hecke

Die Bausteine für eine Andacht zum 9. November orientieren sich an dem Erprobungsentwurf zur Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte.[1] Wir sind dankbar, dass in der neuen Perikopenordnung ein eigener Gottesdienstentwurf mit Texten und Materialien für die Erinnerung an die Novemberpogrome vorgesehen ist. Bei unseren Überlegungen greifen wir auf Traditionen der AG Theologie von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste zurück, von der unsere Gedenkgottesdienste maßgeblich gestaltet werden.

Lesungs-Bausteine

Die AG Theologie pflegt zum 9. November zwei Lesungstraditionen: Zum einen lesen wir den Ps 74 im Wechsel mit der Gemeinde. An den Rand des Verses 8, »sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land«, schrieb Dietrich Bonhoeffer »9.11.38!«. Zum anderen lesen wir Auszüge aus der Bußtagspredigt, die Helmut Gollwitzer am 16.11.1938 in Berlin-Dahlem hielt. Gollwitzer stellt uns auch heute vor die Frage, ob wir nicht eigentlich nur schweigen können, angesichts des 9. November 1938, ob nicht alle Worte leer sind, angesichts des Tuns und Unterlassens von Kirche am und nach dem 9. November 1938. Der Text von Gollwitzer ist uns in der AG Theologie zu einem liturgischen Text geworden.

Mit beiden Texten leihen wir uns Worte, dort wo wir selber sprachlos sind: In den Psalmen hören wir die Stimme Israels. Die Psalmen sind zuerst zu Israel und dann zu uns gesprochen. Sie sind in ihrer heute vorliegenden Form die poetische Antwort Israels auf Gottes Wort und Gebote. Mit Gollwitzer lassen wir einen (Zeit-)Zeugen sprechen, der schon früh die Auswirkungen des 9. November erkannte und aufzeigte.

Ps 74

Liturg_in A: Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

Liturg_in B: Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

Gemeinde: Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

Liturg_in C:

1 Warum, Gott, hast du verstoßen für immer, raucht dein Zorn gegen die Schafe deiner Weide?

2 Gedenke deiner Gemeinde, die du ureinst erworben hast, die du ausgelöst hast als Stamm deines Erblands, des Berges Zion hier, auf dem du wohnst.
3 Erhebe deine Schritte zu den ewigen Trümmern, alles hat der Feind verwüstet im Heiligtum.

Gemeinde: Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

Liturg_in C:

4 Deine Widersacher brüllten mitten auf deiner Versammlungsstätte, sie haben dort ihre Zeichen als Siegeszeichen aufgestellt.
5 Es sah aus, wie wenn man emporhebt im Dickicht des Waldes die Äxte.
6 Und nun – ihre Holzschnitzereien allesamt mit Hammer und Beil zerschlugen sie.
7 Sie haben Feuer in dein Heiligtum geworfen, bis zur Erde haben sie die Wohnung deines Namens entweiht.
8 Sie haben in ihrem Herzen gesagt: »Wir wollen sie unterjochen allesamt«, sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

Gemeinde: Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

9 Zeichen für uns haben wir nicht mehr gesehen, einen Propheten gibt es nicht mehr, und keiner ist mehr bei uns, der wüsste: Wie lange noch?
10 Wie lange, Gott, wird höhnen der Widersacher, wird der Feind deinen Namen lästern für immer?

Gemeinde: Sie verbrennen alle Gotteshäuser im Land.

Liturg_in C:

11 Warum ziehst du deine Hand zurück und deine Rechte? Aus deinem Gewandbausch heraus vernichte!

Liturg_in A: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Liturg_in B: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Gemeinde: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Liturg_in C:

12 Dennoch ist Gott mein König von ureinst her, Rettung wirkend mitten auf der Erde.
13 Du – du hast zerspalten mit deiner Macht das Meer, du hast zerschmettert die Häupter der Schlangen über dem Wasser.
14 Du – du hast zerschlagen die Häupter Leviatans, du hast ihn zum Fraß gegeben dem Volk der Wüstentiere.

15 Du – du hast gespalten Quelle und Bach, du – du hast austrocknen lassen die immer fließenden Ströme.

Gemeinde: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Liturg_in C:

16 Dein ist der Tag und ebenso ist dein die Nacht. Du – du hast zugerüstet Mondleuchte und Sonne.
17 Du – du hast festgesetzt alle Grenzen der Erde. Sommer und Winter, du – du hast sie gebildet.

Gemeinde: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Liturg_in C:

18 Gedenke doch: Der Feind hat gehöhnt, Adonaj, und ein Toren-Volk hat gelästert deinen Namen.
19 Nicht gib den wilden Tieren das Leben deiner Taube preis, das Leben deiner Armen vergiss nicht für immer!

Gemeinde: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Liturg_in C:

20 Schau auf den Bund, denn voll sind die Schlupfwinkel des Landes von Gewalt.
21 Nicht bleibe der Bedrückte in Schande, der Arme und der Elende sollen deinen Namen lobpreisen.

Gemeinde: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

22 Steh auf, Gott, streite deinen Streit, gedenke deiner Verhöhnung, die von den Toren ausgeht den ganzen Tag.
23 Vergiss nicht das Geschrei deiner Widersacher, den Lärm deiner Gegner, der ständig aufsteigt.

Gemeinde: Steh auf, Gott, streite deinen Streit.

Amen[2]

Auszüge aus der Bußtagspredigt von Helmut Gollwitzer vom 16. November 1938 in Berlin Dahlem

»Wer soll denn heute noch predigen? Wer soll denn heute noch Buße predigen? Ist uns nicht allen der Mund gestopft an diesem Tage? Können wir heute noch etwas anderes als nur schweigen? Was hat nun uns und unserem Volk und

unserer Kirche all das Predigen und Predigthören genützt, die ganzen Jahre und Jahrhunderte lang, als dass wir nun da angelangt sind, wo wir heute stehen? Was muten wir Gott zu, wenn wir jetzt zu ihm kommen und singen und die Bibel lesen, beten, predigen, unsere Sünden bekennen, so, als sei damit zu rechnen, dass Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft! Ekeln muss es ihn doch vor unserer Dreistigkeit und Vermessenheit. Warum schweigen wir nicht wenigstens? Ja, es wäre vielleicht das Richtigste, wir säßen heute hier nur schweigend eine Stunde lang zusammen, wir würden nicht singen, nicht beten, nicht reden, nur uns schweigend darauf vorbereiten, dass wir dann, wenn die Strafen Gottes, in denen wir ja schon mitten drin stecken, offenbar und sichtbar werden, nicht schreiend und hadernd herumlaufen: Wie kann Gott so etwas zulassen? – Ach, wie viele von uns werden's dann ja tun und in ihrer Blindheit keinen Zusammenhang sehen zwischen dem, was Gott zulässt, und dem, was wir getan und zugelassen haben. [...]

Was sollen wir denn tun? [...] Nun wartet draußen unser Nächster, Not leidend, ehrlos, hungernd, gejagt und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat. Jesus Christus wartet darauf!«

Lied-Bausteine:

Glaubenslied von Gerhard Bauer

Das Glaubenslied von Gerhard Bauer ist uns in der AG Theologie zu einem liturgischen Baustein geworden. Gerhard Bauer schrieb das Lied als ein mögliches Credo nach der Schoa.

Wir glauben: Gott ist in der Welt, der Leben gibt und Treue hält.
Gott fügt das All und trägt die Zeit, Erbarmen bis in Ewigkeit.

Wir glauben: Gott hat ihn erwählt, den Juden Jesus für die Welt.
Der schrie am Kreuz nach seinem Gott, der sich verbirgt in Not und Tod.

Wir glauben: Gottes Schöpfermacht hat Leben neu ans Licht gebracht,
denn alles, was der Glaube sieht, spricht seine Sprache, singt sein Lied.

Wir glauben: Gott wirkt durch den Geist. Was Jesu Taufe uns verheißt:
Umkehr aus der verwirkten Zeit und Trachten nach Gerechtigkeit.

Wir glauben: Gott ruft durch die Schrift, das Wort, das unser Leben trifft.
Das Abendmahl mit Brot und Wein lädt Hungrige zur Hoffnung ein.

Wenn unser Leben Antwort gibt darauf, dass Gott die Welt geliebt,
wächst Gottes Volk in dieser Zeit, Erbarmen bis in Ewigkeit.

EG 58,10-11 »Nun lasst uns gehn und treten«

Schließ zu die Jammerpforten und lass an allen Orten
auf so viel Blutvergießen die Freudenströme fließen.

Sprich deinen milden Segen zu allen unsern Wegen,
lass Großen und auch Kleinen die Gnadensonne scheinen.

Gesungen nach der Melodie von »Wir glauben Gott im höchsten Thron« EG 184.

Textbausteine zu Mk 14,66-72

66 Als Petrus unten im Hof war, kam eine der Sklavinnen des Hohenpriesters.
67 Nachdem sie Petrus gesehen hatte, der sich wärmte, und ihn angeschaut hatte, sagte sie: »Auch du warst bei dem Nazarener, dem Jesus.«
68 Er aber verneinte, indem er sagte: »Ich weiß nicht und verstehe nicht, was du sagst.« Und er ging hinaus nach draußen in den Vorhof. Da krähte ein Hahn.
69 Als die Sklavin ihn erblickte, begann sie wiederum zu den Dabeistehenden zu sagen: »Der da ist einer von ihnen!«
70 Er aber verneinte wiederum. Kurz darauf sagten die Dabeistehenden zum wiederholten Mal zu Petrus: »Das ist doch die Wahrheit. Du gehörst zu denen, denn auch du bist ein Galiläer.«
71 Er aber begann zu fluchen und zu schwören: »Ich kenne diesen Menschen nicht, von dem ihr sprecht!«
72 Sofort krähte zum zweiten Mal ein Hahn.

Da erinnerte sich Petrus an das Wort, wie Jesus zu ihm gesagt hatte: »Bevor ein Hahn zweimal kräht, wirst du dreimal bestreiten, dass du mich kennst.« Und er war außer sich und weinte lange. [3]

Textbaustein: Bekennen und Verleugnen

Petrus verleugnet, verneint Jesus in der Stunde seiner Verhaftung. Er lässt ihn allein, er scheitert. Die Grundbedeutung von ἀρνέομαι ist verneinen. Im Neuen Testament hat das Verb den besonderen Bezugspunkt der Person Jesu und steht zumeist im Kontext der Preisgabe einer Gemeinschaft mit und der Nachfolge Jesus. Die Person des Petrus zeigt dabei paradigmatisch den Abfall der zwölf Jünger aus dieser Nachfolgegemeinschaft: Zu Beginn der Passion betont Petrus noch, dass sein Bekenntnis zu Jesus unverbrüchlich sei (Mk 14,29), schon in Gethsemane (Mk 14,37) schlafen die Jünger dreimal wieder ein, als Jesus sie bittet mit ihm zu wachen. Dies kulminiert dann in der dreifachen Verleugnung des Jesu durch Petrus (Mk 14,66-72): Bevor Jesus ans Kreuz geschlagen

wird, ist die Nachfolgegemeinschaft zerstreut. Zwar folgt Petrus Jesus nach seiner Verhaftung in den Vorhof (Mk 14,54) und zeigt damit sein Bemühen, sein Versprechen einzuhalten, aber auf seine Zugehörigkeit zu Jesus angesprochen, weist er diese dreimal zurück. Diese Verleugnung steigert sich im Verlauf der Geschichte: Beim ersten Mal stellt er sich unwissend »Ich verstehe nicht, was du sagst«, beim zweiten Mal verneint er seine Zugehörigkeit und beim dritten Mal schwört er, Jesus nicht zu kennen. Petrus verstrickt sich immer weiter in ein Geflecht von Lügen, das ihm trotzdem niemand glaubt.

Im 1. Tim 5,8 lesen wir, dass Jesus auch verleugnet wird, wenn der Anspruch des Nächsten nicht anerkannt und erfüllt wird. »Wenn einer für die Seinigen und besonders für die Angehörigen in seinem Haus nicht sorgt, hat er den Glauben verleugnet und ist schlimmer als eine Ungläubige!« Eine Kirche, die nicht einsteht für den Nächsten, die nicht aufsteht für die Nächste, verleugnet den Messias.

Die Kirche, sowohl die Deutschen Christen, aber auch die Bekennende Kirche, gab das deutsche Judentum bereits im Sommer 1933 ohne Zögern und bedingungslos dem Nazistaat preis.[4] Es ist kein offizielles Dokument bekannt, dass die Gewalttaten öffentlich kritisiert oder sogar verurteilt hätte. Die Kirche als Ganze blieb stumm und tatenlos angesichts von Gewalt, Antisemitismus, Verfolgung und Ermordung. In der Barmer Theologischen Erklärung, dem Gründungsdokument der Bekennenden Kirche, findet sich kein Wort über die bleibende Erwählung Israels.[5] Als am 9. November 1938 die Torarollen, die Heiligen Schriften der Juden und Jüdinnen, aber auch der Christen_innen, und die Synagogen brannten, war die Bekennende Kirche keine bekennende, sondern eine schweigende, eine verleugnende Kirche.

Der Verleugnung, dem Versagen des Petrus steht im Markusevangelium das Bekenntnis, das Bleiben der Frauen gegenüber: Schon mit der Salbung (Mk 14,3-9) steht zu Beginn der Passionsgeschichte das Bekenntnis einer Frau zur Messianität Jesu. Während die Jünger sich in alle Winde zerstreuen und Petrus Jesus verleugnet, nehmen die Jüngerinnen die Gefahr auf sich und beobachten die Kreuzigung von ferne (Mk 15,40f). Sie bleiben in der Nachfolge trotz Jesu Verhaftung und setzen sich selbst der Gefahr einer eigenen Verhaftung aus. Augenzeugin zu sein heißt sich der Tatsache zu stellen, dass Jesus leiden wird, es heißt diese Tatsache auszuhalten.[6] Petrus zeigt sich dazu nicht bereit, er kann die Vorstellung eines leidenden Jesus nicht ertragen, dies zeigte schon Mk 8,32, wo er sich weigert das Leiden des Messias anzuerkennen.

Dem Schweigen und Versagen der Kirche steht das mutige Reden und Handeln der Elisabeth Schmitz[7] gegenüber: Schmitz ist am 23. August 1893 in Hanau

geboren. Sie studierte Theologie, Germanistik und Geschichte an den Universitäten von Bonn und Berlin und promovierte bei Prof. Dr. Friedrich Meinecke. Ab 1929 arbeitet sie als Lehrerin an der Luisenschule, einer höheren Mädchenschule in Berlin. Mit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten begann sie zu dokumentieren, was sie an Diskriminierung und Verfolgung von Juden und Jüdinnen hörte, sah und las. Ihre Beobachtungen fasst sie in einer Denkschrift zusammen. Mit ihr wollte sie die Kirche auffordern, endlich etwas für die verfolgten und gefährdeten Jüdinnen und Juden zu tun. Das Vorwort der Denkschrift schließt Elisabeth Schmitz mit der Frage: »Wie will [die Kirche] auf Vergebung hoffen, wenn sie [...] der Verhöhnung aller Gebote Gottes zusieht, ja die öffentliche Sünde nicht einmal zu bekennen wagt, sondern – schweigt?«[8] Unbeirrt und unerschrocken, völlig frei von falschem Gehorsam fragt sie in ihrer Denkschrift gerade heraus: »Sollte es der Kirche nicht aufgetragen sein, angesichts der unaufhörlichen Übertretung des (achten) Gebots zu reden und nicht zu schweigen? Wer ruft die Gemeinden und unser ganzes Volk zurück zu dem, nach dem alles Christentum sich nennt? Was soll man antworten auf die verzweifelten, bitteren Fragen und Anklagen: Warum tut die Kirche nichts? Warum gibt es nicht Fürbittengottesdienste, wie es sie gab für die gefangenen Pfarrer? Die Kirche machte es einem bitter schwer, sie zu verteidigen. [...] Einer Judenverfolgung im Namen von Blut und Rasse muss eine Christenverfolgung notwendigerweise folgen.«[9] Im Mai 1936 zieht Schmitz eigenhändig 200 Exemplare von der Denkschrift ab und stellt sie Schlüsselpersonen der Bekennenden Kirche zu. Sie will diese, ihre Kirche, aufrufen zum Widerstande gegen die antichristlichen Maßnahmen des Staates.

Nachdem am 9. und 10. November mehr als 1.400 Synagogen und Betstuben in Deutschland, Österreich und Sudetendeutschland von Deutschen entweiht, verwüstet, verbrannt wurden, nachdem Torarollen brannten und über 30.000 Jüdinnen und Juden in Konzentrationslager verschleppt und 2.000 ermordet wurden, zieht Schmitz ganz persönliche Konsequenzen:

»Den Ausschlag gab der 9. November 38. Ich beschloss den Schuldienst aufzugeben und nicht länger Beamtin einer Regierung zu sein, die die Synagogen anstecken lässt.«[10] Es braucht nicht mehr als 18 Wörter für eine geistliche, politische, pädagogische und zutiefst christliche Lebensentscheidung. Nach den Ereignissen des 9. November schreibt Schmitz an Gollwitzer und bittet ihn in seiner Bußtagspredigt nicht zu den Ereignissen zu schweigen; dass Gollwitzer in dieser Predigt so klare Worte findet, die auch heute noch zu uns sprechen, verdanken wir auch Schmitz.

Elisabeth Schmitz ist der Hahn, der die Kirche, besonders die Bekennende Kirche aufwecken wollte, aber ihr Krähen blieb ungehört. Die leitenden

Gremien der Bekennenden Kirche ignorierten ihre Denkschrift, sie verleugneten, schwiegen, versagten – erst viele Jahre nach dem Krieg erinnerten sie sich; ob sie geweint haben, wissen wir nicht. [11]

Textbaustein: Erinnern und Weinen

Der zweite Hahnenschrei fungiert in der Erzählung von der Verleugnung des Petrus als Auslöser der Erinnerung. Die Erzählung bricht ab. Petrus erinnert sich an die Worte Jesu: »Bevor ein Hahn zweimal kräht, wirst du dreimal bestreiten, dass du mich kennst.« Er erinnert sich und weint. Der Verweis auf die Erinnerung ist wichtig: Schon hier, noch während der Passionsereignisse, setzt das Erinnern ein, das dann zu Ostern eine neue Bedeutung gewinnt. Nur mit Hilfe der Erinnerung kann Ostern erschlossen werden. Mit der durch den Hahnschrei einsetzenden Erinnerung wird Petrus einer der wichtigen Erinnerungsträger der Jesusgeschichte. Nur durch die Erinnerung kann die Situation nach Ostern bewältigt werden. [12]

Wenn wir den 9. November in unseren Gottesdiensten und Andachten erinnern, dann erinnern wir uns an die Opfer, wir erinnern aber auch an die Kirche, die durch ihr Schweigen, durch ihre Verleugnung Israels, des Gottesvolkes, durch ihr Tun und ihr Unterlassen zur Täterin wurde. Erinnern heißt dann auch die Wunde offen zu halten, den Blick in die Geschichte auszuhalten. Der jüdische Philosoph Walter Benjamin beschreibt das in seinem Aufsatz »Über den Begriff der Geschichte« so:

»Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.« [13]

Mit seinen Tränen lässt Petrus seine Scham, seine Reue, sein Versagen an sich heran. Das können wir als Grundhaltung für unsere Gottesdienste und Andachten zum 9. November von Petrus lernen: Wir erinnern uns und wir

lassen das Erinnern so nah an uns heran, dass es uns bewegt und verändert. Der Blick in die Geschichte ist schwer auszuhalten.

Gott sei Dank, können wir uns auch an das mutige Denken und Handeln von Elisabeth Schmitz, Helmut Gollwitzer und manchen anderen erinnern, die etwas getan haben, die klare Worte fanden und die nicht nur tatenlos zusahen. Gott sei Dank, sind auch sie ein Teil der Geschichte unserer Kirche.

---

1 Kirchenämter der EKD, UEK und VELKD (Hg.), Entwurf zur Erprobung im Auftrag von EKD, UEK und VELKD. Neuordnung der gottesdienstlichen Lesungen und Predigttexte, Hannover 2014, besonders 520-523.
2 Übersetzung und Bearbeitung des Psalms: AG Theologie von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.
3 Übersetzung nach der Bibel in gerechter Sprache.
4 Zur Rolle der Bekennenden Kirche vgl. Wolfgang Gerlach, Als die Zeugen schwiegen: die Bekennende Kirche und die Juden, Studien zu Kirche und Israel 10, Berlin 1993; Christoph Strohm, Die Kirche im Dritten Reich, München 2011.
5 Vgl. dazu Eberhard Busch, Unter dem Bogen des einen Bundes: Karl Barth und die Juden 1933-1945, Neukirchen-Vluyn 1996.
6 Carsten Jochum-Bortfeld, Die Verachteten stehen auf: Widersprüche und Gegenentwürfe des Markusevangeliums zu den Menschenbildern seiner Zeit, Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament 178, Stuttgart 2008.
7 Einen Entwurf für einen Jugendgottesdienst über Elisabeth Schmitz findet sich in der Predigthilfe zur Friedensdekade 2008 von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel, »...dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien...« . Elisabeth Schmitz und ihre Denk-Schrift gegen die Judenverfolgung. Erinnerung, Dank und Anstoß – Gottesdienst für Jugendliche zum Gedenktag an die Novemberpogrome 1938, in: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. (Hg.), Predigthilfe und Materialien für die Gemeinde. Ökumenische Friedensdekade 2008. 70 Jahre Novemberpogrome, Berlin 2008, 34-46.
8 Elisabeth Schmitz, »Zur Lager der deutschen Nichtarier«, in: Hannelore Erhart u.a. (Hg.), Katharina Staritz 1903-1953. Dokumentation Bd 1: 1903-1942. Mit einem Exkurs zu Elisabeth Schmitz, Neukirchen-Vluyn 1999, 221.
9 A.a.O., 245f.
10 Elisabeth Schmitz, »Gesuch um Anerkennung als Wiedergutmachungsfall und um Übernahme in den Schuldienst Gross-Hessen«, in: Hannelore Erhart u.a. (Hg.), Katharina Staritz 1903-1953. Dokumentation Bd 1: 1903-1942. Mit einem Exkurs zu Elisabeth Schmitz, Neukirchen-Vluyn 1999, 264-269, hier 266.
11 Mehr zur Person Elisabeth Schmitz in: Manfred Gailus (Hg.), Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Konturen einer vergessenen Biographie, Berlin 2008.
12 Vgl. Christfried Böttrich, Petrus. Fischer, Fels und Funktionär, Biblische Gestalten 2, Leipzig 2001.
13 Walter Benjamin, Sprache und Geschichte. Philosophische Essays, Stuttgart 2010, 146.

Zum Verlernen (5)

Wovon befreite Jesus die jüdische Frau?

Helmut Ruppel

Unsere Reihe heißt »Zum Verlernen«, zugleich heißt das auch »Lernen«! Eine der kommenden »Predigthilfen« wird das Thema »Frauen im jüdisch-christlichen Dialog und der Versöhnungsarbeit« aufnehmen. Die folgenden Überlegungen sind als kleines Plakat dafür gedacht:

Was ist der Unterschied zwischen einem Antisemiten und einem Propheten? Die Antwort lautet: Ein Antisemit sagt: »Juden sind schrecklich« und ein Prophet sagt: »Oy, Juden sind schrecklich.«

Zwei Buchstaben und zweitausend Jahre Verachtung, ordinär oder akademisch, sind auf dem Tisch! Auch im christlichen Umgang mit dem Stereotyp »Frau im Judentum« , sei es in den Kommentaren, den Predigten, dem Unterricht, der bildenden Kunst, fehlte das »oy«, die der Kritik vorangehende Empathie. »Frau im Judentum« ist ein altes antijüdisches Stereotyp in der christlichen Theologie, das auch in der feministischen Theologie vorübergehend traktiert wurde.

Von der jüdischen Frauenfeindlichkeit bis hin zum strahlend ganz anderen, »neuen Mann« Jesus, dem Frauenbefreier, war ein kurzer Weg. Das souveräne Außerachtlassen jüdischer Traditionsliteratur und fachlicher Forschungen brachte es mit sich, dass in Fragen

- der Frau im Gottesdienst
- der Mitwirkung der Frau beim Gericht
- beim Umgang mit Frauen in der Öffentlichkeit
- der Menstruation, der Heirat, der Verhütung, des Scheidungsrechts und
- des Torastudiums

kaum *Kenntnisse* die antijüdisch gefärbten Klischees zu erschüttern vermochten. Wovon befreite Jesus die jüdische Frau? Hier gibt es viel zu lernen: Mit der Lupe die Schriften jüdischer wie christlicher Tradition gelesen, wird man vorsichtig erwägen können, ob nicht die Rolle der Frau in etwa gleich gewesen ist. Zeugnisse einer befreienden Durchbrechung niederhaltender Normen wie auch solche der Verschärfung finden wir hier wie dort. Und ob die christliche Tradition wirklich ein antipatriarchales Alternativkonzept entworfen und gelebt hat, bleibt umstritten. Befreite Jesus bewusst – »die starre jüdische Sitte mit kühner Selbstverständlichkeit« (R.Kittel) durchbrechend – die Frau in eine neue gesellschaftliche Stellung? Wenn es so war – sie muss sich rasch in Luft aufgelöst haben. Während in der jüdischen Diaspora es viele Amtsträgerinnen

gegeben hat. Von einer räumlichen Trennung während des Synagogengottesdienstes spricht vor der islamischen Zeit keine Quelle.

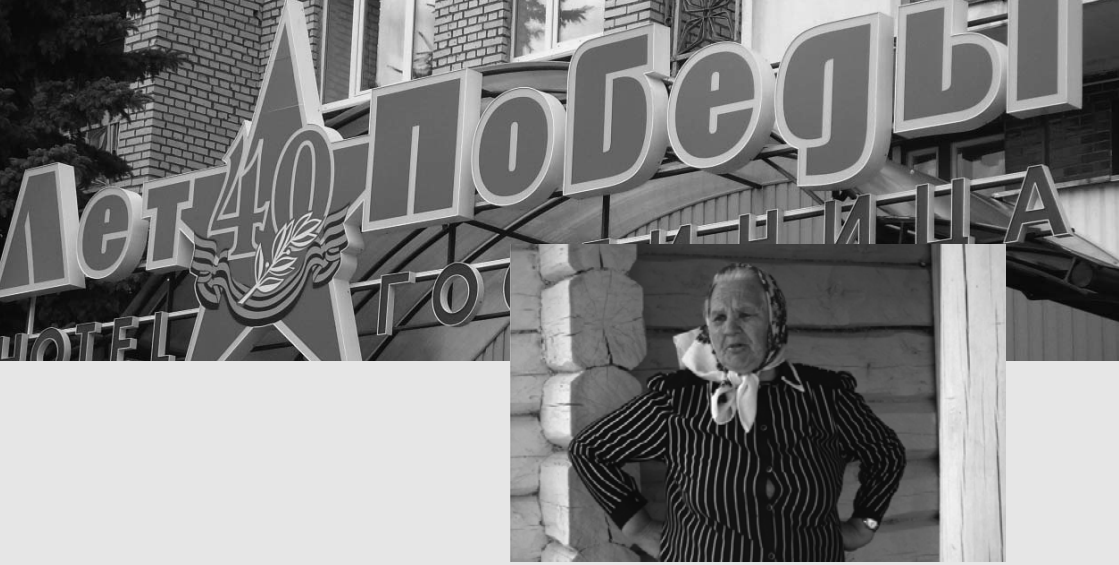
»Frau im Judentum« ist ebenso ein Stereotyp wie »Frau im Islam«, wie »Pharisäer«, der »Gott des Zorns« im Alten und der »Gott der Liebe« im Neuen Testament. Und von einigen »Anfängern im Glauben« abgesehen, so verbreitet wie eh und je, nur noch übertroffen von den hartnäckigsten Anstrengungen, die Einzigartigkeit und Bedeutung Jesu zu benennen.

»Saras Töchter« haben es im Christentum nicht leicht. »Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich werde ihm ein hilfreiches Gegenüber schaffen«, so steht es am Anfang, auch am Ende?

Anmerkungen:

Der Titel »Wovon befreite...« verdanken wir dem gleichnamigen Aufsatz von Andreas Angerstorfer in Kirche und Israel, 2.93, 161-176

Albrecht Lohrbächer, Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt widmen sich dem Thema »Und die Frau im Judentum...?« in ihrem Band »Was Christen vom Judentum lernen können«, Stuttgart 2006, 103-106



Studienreise nach Russland und Belarus

Unsere Studienreisen nach Russland und Belarus sind eine erlebnisreiche Mischung aus Einblicken in die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse und Begegnungen mit Schriftsteller_innen, Politiker_innen, Bürgerrechtler_innen, Studierenden und unseren Freiwilligen. Dazu gehören Kontakte zu den jüdischen und christlichen Gemeinden. Auch touristische Höhepunkte in den besuchten Städten und Landschaften kommen nicht zu kurz. Wir erkunden Kirchen, Synagogen, Museen und Gedenkstätten in Begleitung deutschsprachiger Fachleute. Unsere durch nunmehr 25 Jahre Arbeit geknüpften freundschaftlichen Verbindungen gestatten uns einen Einblick in das Leben und das Engagement für eine gerechtere Gesellschaft vor Ort.

Nächste Termine:

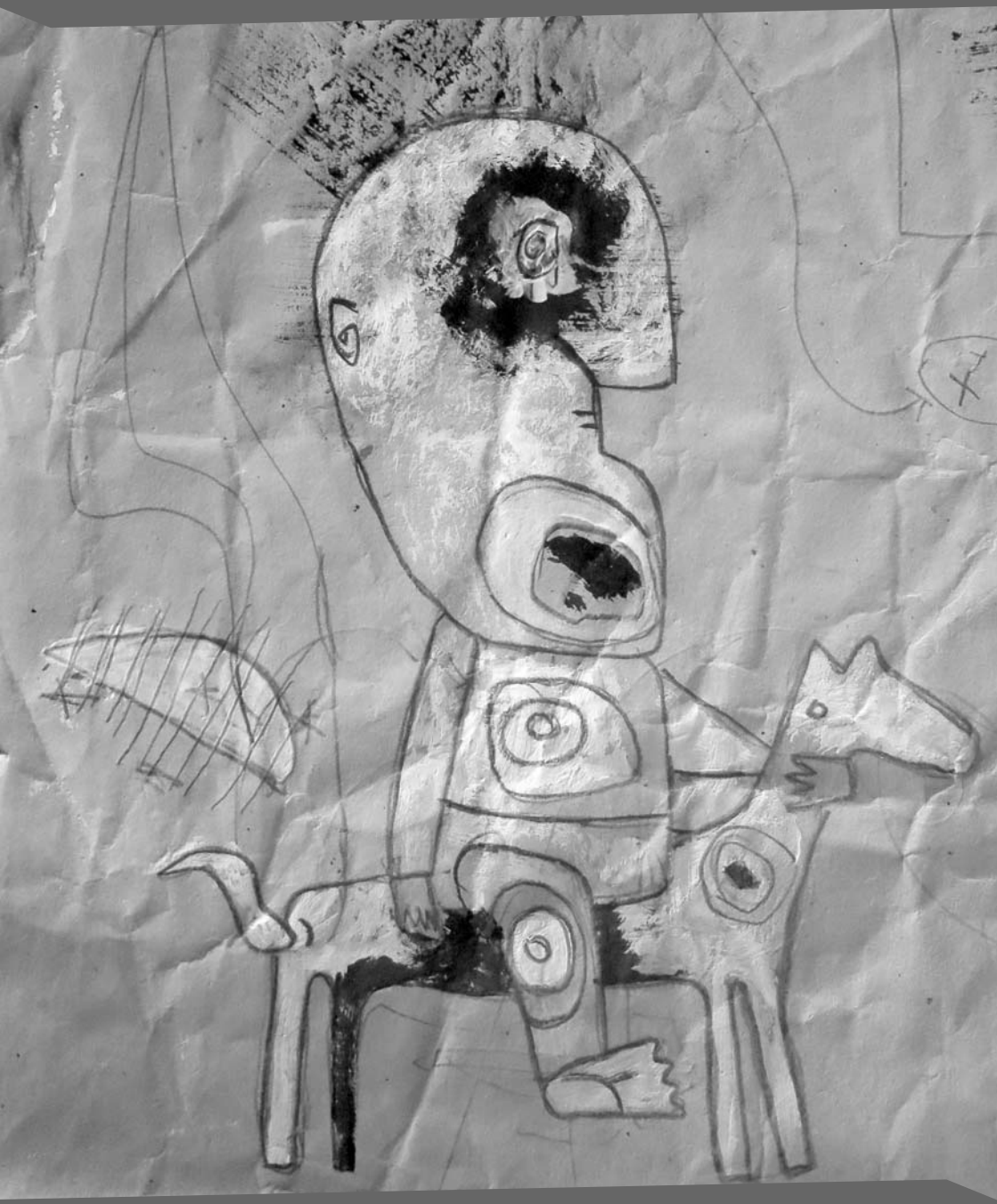
Russland: Sa 9. – Sa 16.4.2016, 1.090 Euro, Anmeldung bis 15.12.2015
Belarus: Di 31.5. – So 12.6.2016, 1.030 Euro, Anmeldung bis 15.2.2016

Mehr Informationen unter
www.asf-ev.de/studienreisen

sowie bei

Werner Falk:
(030) 28 395 – 214 (Dienstags)
falk@asf-ev.de

KAPITEL III
Materialien für die Gemeinde



Ostfriesland-Haggadah, »In der Wüste«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Hans-Joachim Döring und Michael Haspel (Hrsg.): Lothar Kreyssig und Walter Grundmann

Zwei kirchenpolitische Protagonisten des 20. Jahrhunderts in Mitteldeutschland

Wartburg Verlag 2014, 132 S. 12.80 Euro

Wie man Qual und Freude zwischen zwei Buchdeckel packen kann! Samt einem nahezu die Sache verschweigenden, mit unnötiger akademischer Gestelztheit und in regionaler Beschränkung ziemlich nebelreichen Titel. Zugegeben, wir von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste sind befangen, was unseren Gründer und Impulsgeber Lother Kreyssig betrifft, aber ein wenig mehr Frischluft, Profil und theologische Kontur hätte schon in diese thüringische Akademietagung und ihr Umfeld gepasst, aus der die Beiträge entstammen.

An dem Judenfeind Grundmann und dem Menschenfreund Kreyssig ließen sich Schande und Chance deutscher Kirchenpolitik aufzeigen – Grundmann wieder zu begegnen kommt einer Züchtigung gleich. Dass dieser Mann als Stasi-Stimme – ausgerechnet – nach 1945 weitermachte, ist ein Fall fürs Spezialgebiet »Autoritäre Persönlichkeit«.

Generalstaaatsanwalt Rautenberg und Bischof Noack mühen sich um Kreyssig, eine geistlich komplexe Gestalt und ein Mensch, der die *Sorge um sich* völlig verloren hatte (Kurt Scharf vergleichbar) und die Solidarität in Person wurde. Ihm verdankt die deutsche Gesellschaft einen glaubwürdigen Umgang mit den überfallenen Nachbarn, lange bevor die Politik sich traute. Wieder von ihm zu lesen, ist eine Wohltat. Dafür ist den Herausgebern zu danken.

H. R.

Fanny Dethloff und Verena Mittermaier (Hrsg.): Zähle die Tage meiner Flucht

Gottesdienstmaterialien zum Thema Flucht und Asyl

Loeper Literaturverlag, Karlsruhe 2008 (noch lieferbar!), 132 S., 12.99 Euro

Die Bibel ist ein Flüchtlingsbuch, Flucht und Fremdsein ist in biblischen Erfahrungen tief verwurzelt. »Verbirg die Versprengten, verrate den Flüchtling nicht. Lass meine Versprengten bei dir als Fremde weilen...«, neben der Tora

schärfen dies auch die Propheten ein wie hier Jesaja (16,3f.). Das Gottesvolk soll immer ein Schutzraum für Fremde und Flüchtlinge sein. Die Rechtsförmigkeit der Tora für die christliche Ethik ist in der Tradition der Zwei-Reiche-Lehre nie so recht ausgebildet worden. Noch seltener für die evangelische Gottesdienstpraxis. So ist es der Flüchtlingsbeauftragen der Nordkirche, Fanny Dethloff, und ihrer heute in Berlin arbeitenden Kollegin Verena Mittermaier um so mehr zu danken, dass sie elementare Sprachhilfen bereitgestellt haben, diesem biblischen roten Faden der Fremdengerechtigkeit liturgisch »gerecht zu werden«!

Was exegetisch erkannt ist, sollte auch im Gottesdienst Sprache und Gehör finden.

Kein theologischer Verlag hat diesen Band publiziert, sondern PRO ASYL und der von Loeper Literaturverlag haben sich engagiert! So auch mit *»Kirchenasyl – eine heilsame Bewegung« F.* Dethloff/V. Mittermaier (Hg.) und *»Kreuzwege – Für die Rechte der Flüchtlinge«* von D. Gerstner (Hg.).

Häufen sich die Anschläge auf Asylbewerber- und Flüchtlingsheime (wie auch auf Stolpersteine!), brauchen wir eine Schutzkultur – eine sehr alte steht in der heiligen Schrift!

H. R.

Jürgen Ebach: Beredtes Schweigen

Exegetisch-literarische Beobachtungen zu einer Kommunikationsform in biblischen Texten

Gütersloh 2014, 176 S., 19,99 Euro

Wie immer gehört es zum Bedrückendsten und, wörtlich, Atemberaubendsten, das »beredte Schweigen«, im Gemeindekirchenrat, im Synodalausschuss, beim Trauergespräch, zwischen Kolleg_innen, Pfarrer_in und Konfirmand_innen, im Gebetskreis.

Die biblische Dimensionen – von Noah dem Schweiger, den schweigenden Sara und Hagar, der zum Schweigen gebrachten Tamar, dem schweigenden Jesus, der Freunde Hiobs und dem (ver)schweigenden Reden Abrahams – weitet sich beim Lesen weit aus, wie wir ja sagen: »Schweigen breitete sich aus...«, manchmal lähmend, manchmal erholsam. »Es gibt eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zu reden«, haben wir gehört, Euer Ehren Kohelet,

»aber was ist wann, wie, wofür oder wogegen an der Zeit?« Und nun gilt es, sich ins Schweigen zu versenken (!) und zu lesen, bis wieder »ein Wort das andere gibt«...

H. R.

Daniil Granin: Mein Leutnant

Aufbau Verlag Berlin 2015, 329 S., 19.50 Euro

70 Jahre nach der 900-tägigen Belagerung und Aushungerung Leningrads, am 27. Januar 2014, trat der russsische Autor Daniil Granin ans Redepult des Deutschen Bundestages und erinnerte sich ... als Überlebender, als Soldat, als Menschenfreund, als barmherziger Zeitgenosse. Er hatte 1987 das Wort »Barmherzigkeit« (miloserdie) für die russische Sprache wieder aus dem Schweigen geholt, in das es verbannt worden war (heute bei *Herder, Die verlorene Barmherzigkeit, spektrum 4043*).

Nun hat er seine Lebenserinnerungen als Soldat und Ingenieur in der Roten Armee vorgelegt. Nichts, gar nichts vom Pathos und Getön, »Schützengrabenwahrheit« führt die Feder, illusionslos, ergreifend, nicht ohne grimmigen Humor. Helmut Schmidt, sein Gegenüber bei der Leningrader Front, hat ein Vorwort der Freundschaft geschrieben. Zu Recht hat der Band den Preis »Großes Buch« erhalten.

H. R.

Saskia Boddeke, Peter Greenaway: Gehorsam / I am Isaac

Stiftung Jüdisches Museum Berlin 2015, 156 Seiten mit 92 ganzseitigen Abbildungen, Gesamtherstellung und Vertrieb: Kerber Verlag, Bielefeld 35 Euro im Buchhandel

Das Jüdische Museum Berlin zeigt(e) bis zum 13.09.2015 eine weitläufige Ausstellung – eine künstlerische Installation in 15 Räumen – zur biblischen Erzählung und der Überlieferung im Koran vom Gottesbefehl an Abraham,

seinen Sohn Isaak – »deinen einzigen Sohn, den du liebhast« (Gen22,2) – zu opfern. Für die Visualisierung verantwortlich sind die Multimedia-Künstlerin Saskia Boddeke und der Filmemacher Peter Greenaway. Die Programmdirektorin des Jüdischen Museums Cilly Kugelmann schrieb in der Pressemitteilung: *»Die Installation ist eine aktuelle und sehr persönliche Interpretation eines biblischen Textes, der in den drei monotheistischen Religionen auf sehr unterschiedliche Weise zum Kern der religiösen Überlieferung gehört.«* – Im Buchhandel erhältlich ist der Begleitband »Gehorsam. I am Isaac. I am Ismael« mit den Texten aus dem 1. Buch Mose 22,1-19 und dem Koran, Sure 37:99-109. Mit Aufsätzen zum jüdischen, christlichen, muslimischen und israelischen Verstehen von ›Gottes Opferbefehl‹ (Omri Boehm, ebda. S. 52) liegt ein informatives Sach- und Fachbuch vor. Die Textsammlung wird ergänzt durch einen großformatigen farbigen Bildteil – 92 (!) Variationen des Themas, beginnend mit dem Detail eines Gemäldes von Paolo Veronese aus dem Jahre 1586 bis hin zu eindrücklichen Fotoporträts von Jugendlichen heute, z. B. »Oussam und seine Mutter«/ Ägypten 2013.

Eine vielseitige Orientierung liegt hier vor, für alle an dieser Überlieferung von der existentiellen Prüfung Abrahams immer wieder einmal Verzweifelnde!

I. S.

Tibor Déry: Niki oder Die Geschichte eines Hundes.
Erzählungen

Aus dem Ungarischen übersetzt und mit einem Nachwort von Ivan Nagel
Verlag Das Arsenal Berlin 2001. 2015, 141 S.

»Wir kommen auf den Hund« – im Berliner Kupferstichkabinett wird/wurde bis zum 20.09.2015 »eine tierische Sommerausstellung« präsentiert, insbesondere für Hundeliebhaber_innen und -halter_innen, denn sie dürfen ihre (stubenreinen) Lieblinge mitbringen – wohl um ihretwillen wurden einige Exponate extra niedrig gehängt. (Gezeigt werden 300 Hundedarstellungen aus fünf Jahrhunderten.)

Keineswegs so sommerlich-heiter erzählte einst der ungarische Schriftsteller Tibor Déry (1894-1977) von dem kleinen Foxterrier-Mischling Niki im kriegsverwüsteten Ungarn von 1948. Trotz aller Verweigerungen drängte sich die wenig ansehnliche Hündin in das Leben des Ehepaares Ancsa. Sowohl dieser Kurzroman als auch die im selben Band vorliegende Erzählung »Liebe«

(1955/56; erste deutsche Ausgabe 1958) handeln von einem Mann, der vom Regime grundlos für viele Jahre ins Gefängnis geworfen wird. – Im Jahr nach dem Volksaufstand in Ungarn (1956) wurde auch Tibor Dery, 63jährig, von einem sog. Volksgericht als intellektueller und moralischer Anführer des Aufstands zu neun Jahren Gefängnis verurteilt – nach drei Jahren entlassen.

Es ist dem Verlag Das Arsenal zu danken, mit der Neuauflage noch einmal an diese »Proteste in Erzählform gegen die Herrschaft von Verdächtigung und Rechtlosigkeit« (I. Nagel, S. 139) zu erinnern und damit zugleich an einen herausragenden Schriftsteller der ungarischen Literatur im 20. Jahrhundert.

I. S.

Raquel J. Palacio: Wunder.

Aus dem Englischen von André Mumot
dtv 62 589 2012/2015, 446 S., 9,95 Euro
4 CDs – Lesung (gekürzter Text) von Andreas Steinhöfel u. a., ca. 282 Min.
ab 10 J., 19,99 Euro

Bisher wurde August, genannt Auggié, zu Hause unterrichtet. Dieser Zehnjährige aus New York hat in seinem kleinen Leben schon etliches durchgemacht. Er sieht schrecklich aus, musste viele Male im Gesicht operiert werden. »Das Universum ist nicht nett gewesen zu Auggié.« Nun also kommt er in die 5. Klasse der Bezirksschule. Und weil Auggié so schlagfertig, witzig und sensibel ist, entwickelt sich diese Erzählung mit ihren einladenden Kapitelüberschriften für die Leser_innen schwungvoll und anrührend. Zu Recht stand dieses kleine »Wunder« etliche Zeit auf der SPIEGEL-Bestseller-Liste!

I. S.

KAPITEL IV
ASF-Freiwillige berichten

Ein langer Weg nach Deutschland

Während meines Freiwilligendienstes hat mich vieles beeindruckt, besonders aber ein Treffen mit Flüchtlingen aus Mali. Die Schüler_innen einer Berufsschule hatten sich im Rahmen der Initiative »Schule ohne Rassismus« dem Flüchtlingsthema gewidmet.

Schon vor dem Treffen haben die Mitarbeiter_innen der Mobilen Flüchtlingsunterstützung von *Asyl in der Kirche Berlin e.V.* und ich die drei sympathischen jungen Männer aus Mali kennengelernt und dann zum Gespräch begleitet. Sie haben ihre bewegten Lebensgeschichten erzählt und von ihrem langen und zum Teil traumatischen Weg nach Deutschland berichtet.

Bereits vorher hatte ich mehrmals die Möglichkeit, Flüchtlinge persönlich zu treffen. Nach diesen Treffen habe ich mir viele Gedanken gemacht: Wie gehen die Leute mit Flüchtlingen um? Was geben Flüchtlinge alles auf, um einen ruhigen Ort zu finden? Und wie bringen sie die Kraft auf, um gegen ein »ungerechtes Recht« zu kämpfen? Auch die Reaktion der Schüler war sehr interessant. Zuerst hatten sie viele Fragen zur Asylpolitik und zum Asylverfahren. Später haben sie viel persönlichere Fragen gestellt.

In den ersten Monaten, in denen ich bei *Asyl in der Kirche* gearbeitet habe, lernte ich zuerst viel über die Asylpolitik in Deutschland und Europa. Erst später habe ich erfahren, wie sich die Praxis darstellt, z. B in der Abschiebungshaft, in Flüchtlingsheimen oder bei der Beratung von *Asyl in der Kirche*.

Mein zweites, sehr wichtiges Erlebnis war eine Konferenz zum 15. Jahrestag der polnischen *Stiftung Ocalenie* in Warschau. Das Hauptthema lautete »Integration der Ausländer in Polen«. Bei der Konferenz habe ich mich vor allem über die aktuelle Situation von Ausländern und Flüchtlingen in Polen informiert. Ich habe mir vergegenwärtigt, dass sich in der polnischen Politik und auch in der Gesellschaft viel ändern muss. Und ich habe mich gefreut, auch mit Mitarbeiter_innen anderer Organisationen, die für Asylbewerber und Flüchtlinge vor allem in Warschau tätig sind, reden zu können. Ich habe gelernt, was Integration von Ausländern in der Praxis bedeutet und wie wichtig es ist, ein gutes Integrationsprogramm zu konzipieren und umzusetzen, damit Neuankömmlinge ein besseres Leben haben können.

Den anderen Teil meines Freiwilligenjahres habe ich mit Besuchen von Überlebenden der Shoah in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin verbracht. Hier war die Gegenwart der Geschichte besonders spürbar. Ich habe unglaublich faszinierende Personen kennengelernt und durfte bei jedem Treffen ihre Geschichte entdecken und diese in die damalige Zeit einordnen.

In den letzten Monaten meines Dienstes wurde mir erst richtig der Zusammenhang meiner beiden Projekte klar: bei der Jüdischen Gemeinde habe ich damalige Flüchtlinge besucht und bei *Asyl in der Kirche* kam ich mit der aktuellen Situation von Flüchtlingen in Berührung.

Der Freiwilligendienst von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste hat viel in meinem Leben verändert. Jetzt bin ich mir mehr der Probleme unserer Generation bewusst. Jetzt kann ich auch sehen, wie viel durch Freiwilligendienst anderen geholfen werden kann aber auch, wie viel wir selbst lernen können. Dieses erworbene Wissen steht in keinem Fall in Büchern, Ausstellungen, Vorträgen. Das muss man einfach selbst erfahren.

Auch nach meinem Freiwilligendienst wird mich das Flüchtlingsthema begleiten. Ich werde mich weiterhin über die aktuelle Situation der Flüchtlinge informieren und auch den Kontakt zum Verein halten. Was meine Pläne für die Zukunft angeht, werde ich ab Oktober interkulturelle Beziehungen in Krakau studieren. Auch während des Studiums möchte ich ehrenamtlich Ausländern in Polen helfen. Dabei werde ich meine Erfahrungen aus der Arbeit bei *Asyl in der Kirche* und mit den Überlebenden nutzen.

Oktawia Piecuch, Jahrgang 1994, stammt aus Polen und leistet ihren Freiwilligendienst 2014-2015 bei Asyl in der Kirche Berlin e.V., einer Beratungsstelle für Flüchtlinge. Parallel dazu besucht sie ältere Menschen aus der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Jugend in Aktion

Der Freiwilligendienst von Oktawia Piecuch wird gefördert durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes.

Was bedeutet eigentlich Freiheit?

Ich bin Nina und bin nach Amsterdam gegangen. Auf der Karte nicht weit weg, aber vom Gefühl her schon. Amsterdam ist bekannt für Grachten, das Phänomen »Haus an Haus« und aus touristischer Sicht natürlich das Cannabis. Mein multikultureller Kiez liegt etwas außerhalb von der Innenstadt, weshalb hier viele Migranten und Flüchtlinge wohnen. Ein großes Gewerbegebiet, welches ich aus dem Fenster begutachten kann, untermalt die für mich schon gewohnte Umgebung. Ein in der Nähe liegender Platz mit lauter Einkaufsläden und einem großem Markt bildet den Mittelpunkt der Umgebung. Hier kommen die vielen Nationen zusammen. Ein surinamisches Restaurant neben der niederländischen Supermarktkette »Albert Heijn«, diese wiederum neben einem Afro Afrika Shop. Die chinesische Massage ist an der anderen Ecke möglich.

Fünf zusammenhängende und drei einzelne Wohnungen umfassen die Lebensgemeinschaft aus den illegalisierten Flüchtlingen und Mitarbeitenden. Auch ich habe ein Zimmer zwischen den anderen. Nicht besonders groß, dafür aber sehr gemütlich.

Die große, warme Küche bildet den Mittelpunkt der zusammenhängenden Wohnungen. Hier wird gegessen, gesessen, gescherzt, geschrieben, geknobelt und gelacht. Jeder Bewohner muss alle zwei Wochen kochen. Dies wird bei der allwöchigen »vergadering« beschlossen. Das macht das Essen im Haus so interessant. Reis mit scharfem Lamm, Fufu und Plantain, Sojaleckerein oder Spaghetti mit Tomatensoße. All das kommt abwechselnd auf den Tisch. Herausfordernd kann sein, dass bis zu 25 Menschen bekocht werden wollen. Da kann manch Anfänger schon einmal ins Schwitzen kommen. Doch hat man auch diese Hürde gemeistert, steht einer geselligen Tischkultur nichts mehr im Wege.

Eine meiner Aufgaben ist das Teilhaben an der »bezoekgroep« im Abschiebegefängnis im Flughafen Amsterdam Schiphol. Jeden zweiten Mittwoch und Freitag gehen 80 Menschen in einer Runde von sechs bis zehn einen Abschnitt des Gefängnisses besuchen. Auch ich durfte bis jetzt zweimal daran teilhaben.

In einem separaten Raum stellen wir mit den Gefangenen die Tische auf und das von mir eingekaufte Essen wird auf den Tischen verteilt. Äpfel, Bananen, Orangen, Kekse, Nüsse und Schokolade sind dabei. Auch mein selbstgebackener Kuchen kommt mit auf die Tische. Nach den Vorbereitungen nehmen alle Platz und »das Spiel beginnt«.
In dem Abschnitt sind ausschließlich Männer inhaftiert. Die Nationalitäten der Insassen sind buntgemischt. Pakistaner, Nigerianer, Syrer, Osmanen oder

auch Japaner konnte ich unter anderem entdecken. Das Zusammensitzen ist schöner als gedacht. Der Gedanke, dass man in einem Gefängnis sitzt, entflieht ganz schnell. Es ist eine gesellige Runde und die leuchtenden Augen der Gefangenen ziehen einen schnell in ihren Bann.

Wir in der »bezoekgroep« sind für die Gefangenen eine Art Zuhörer, Ansprechpartner_innen, wir sind einfach da. Viele der Besucher_innen machen das schon jahrzehntelang. So ist ein Teil der Truppe schon sehr vertraut und aufkommende Fragen sind schnell beantwortet.

Nach dem Besuch kommen wir in der Kantine nochmals alle zusammen und reden über die Erfahrungen, Sorgen und Gefühle. Diese Begegnung ist unfassbar stark für einen selbst und auch für die Insassen! Nach so einem bewegenden Abend fällt man schnell ins Bett und schläft meist auch mit einer Träne ein.

Was bedeutet eigentlich Freiheit?

Weite, Himmel, Raum, Luft, das Ausleben von Träumen, keine Grenzen, Wasser, Meer, Unendlichkeit, Liebe, Autonomie, Fortschritt, Neugierde. Frei

fühlen in der Natur, eher als in der Stadt. All das sind meine Assoziationen von der Freiheit. Doch was würde einem Flüchtling gerade jetzt zur »Freiheit« einfallen?

»If I have a chance, I want to see everything. I want to be everywhere«, sagte E. aus Russland. Daran denke ich. Gerade jetzt. Das ist »meine« Freiheit. »Herberge de Vrijheid«, das Jeannette Noëlhuis. Wir wollen den Flüchtlingen die Freiheit im Noelhuis ermöglichen. Nicht frei draußen – aber wenigstens im derzeit eigenen Zuhause. Hier sind sie frei das zu tun, was sie auch in ihrer Heimat tun würden: zu kochen was ihnen schmeckt, sich ins Bett fallen zu lassen und den Kopf frei zu bekommen. Frei sein. Doch geht das? Kann ein Mensch, der so viele Probleme und negative Erfahrungen in seinem Kopf zusammen hält, mal frei sein? Sich in Freiheit fühlen?

Nina Popkes, Jahrgang 1995, ist Freiwillige im Jeannette Noël Huis, einer Wohngemeinschaft von illegalisierten Flüchtlingen. Sie gestaltet das Zusammenleben mit den oftmals von der Straße oder aus der Abschiebehaft kommenden Menschen mit, übernimmt Aufgaben im Haushalt, begleitet die Menschen zu Ärzt_innen und Ämtern und hilft bei politischen Aktivitäten.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Nina Popkes wurde durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Kein leichtes Schicksal

Mir macht es nichts aus, dass mich die Arbeit während meines Freiwilligenjahres meist ziemlich müde und kaputt das Haus verlassen lässt. Ich bin oft einfach so von Gefühlen überwältig, weil wir mit unserer Arbeit sehr viel bewegen.

Ich verbringe meinen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Protestants Sociaal Centrum. Dies ist eine große Flüchtlingsorganisation in Antwerpen. Hier finden Flüchtlinge und »Menschen ohne Papiere« eine Anlaufstelle, bei der sie jede erdenkliche Frage stellen können. Mich bewegen die Begegnungen mit Menschen aus aller Welt, die ich z. B. während meiner Arbeit an der Rezeption kennenlerne. Jeder und jede hat oft berührende Geschichten zu erzählen, aber auch tausend Fragen, die beantwortet werden müssen. Mit den Landessprachen (Niederländisch, Französisch, Deutsch und Englisch), die in Belgien gesprochen werden, sind die Kolleg_innen in den verschiedenen Arbeitsbereichen gut darauf vorbreitet, diese Menschen zu unterstützen.

Ich sitze oft mit den Klient_innen zusammen, unterhalte mich mit ihnen oder spiele mit ihren Kindern während sie mit ihren Beratern sprechen. Für die Jüngeren bereite ich Veranstaltungen vor und begleite sie zu Sportaktivitäten. Wenn wir gemeinsam am Tisch sitzen und reden, entstehen spannende Diskussionen – vor allem, seit mein Niederländisch gut ist. Oft sprechen wir über wichtige gesellschaftliche Themen, die die Rolle von Mann und Frau, unsere Einstellungen zu Arbeit, Familie, Zukunft und natürlich zur Flüchtlingsthematik betreffen.

Das Schicksal der Flüchtlinge begleitet und beschäftigt mich die ganze Zeit meines Dienstes ganz persönlich – bei der Arbeit, auf den Seminaren und auf meinen Reisen. Denn ich selbst war auch einmal ein Flüchtling.

Ich versuche also vorzustellen, in welcher Situation die Frauen, Kinder und Jugendlichen leben, die ich treffe. Trotz meiner eigenen Erfahrung fällt es mir schwer, mich in ihre Lage zu versetzen. Mein Weg war ein anderer. Ich hatte das große Glück von Menschen umgeben zu sein, die mich immer hundertprozentig unterstützten und mir dabei halfen, meinen Weg eigenständig und unabhängig zu gehen. Mir wurde die Möglichkeit gegeben, mein Leben neu zu gestalten. Es war nicht immer einfach, aber ich wusste, dass es sich lohnt dafür zu arbeiten. Nach meinen Begegnungen in diesem Jahr kann ich sagen, dass ich diese mir gegebenen Chancen zum Glück gut genutzt habe.

Als ich im Winter letzten Jahres meine Zusage für die Flüchtlingsprojekte erhielt, hatte ich die Einstellung, den Menschen einen Teil von dem, was mir

mit auf den Weg gegeben wurde, weiterzugeben. Doch nun muss ich sagen, dass es kein geben und nehmen war, sondern ein TEILEN untereinander. Ich habe mindestens ebenso viel gelernt, wie die Menschen, die zu uns kamen. Wir haben oft über die Vergangenheit gesprochen, unsere Heimat, die in weiter Ferne liegt. Wir haben darüber gesprochen, wer wir heute sind und wer wir in Zukunft sein möchten. Uns alle verbinden unsere Wünsche und Träume.

Catarina Yassemina Zacarias De Sà Paim, Jahrgang 1993, leistet 2014-2015 ihren Freiwilligendienst in der Flüchtlingsarbeit im Protestants Sociaal Centrum in Antwerpen. Die Einrichtung hat zum Ziel, Menschen, die in Armut leben, Flüchtlinge und »Menschen ohne Papiere« zu unterstützen und durch Gruppenaktivitäten, individuelle Beratung und Integrationsmöglichkeiten ihre Lebenssituation zu verbessern.

Bremische Evangelische Kirche

Der Freiwilligendienst von Catarina Yassemina Zacarias De Sà Paim wird durch die Bremische Evangelische Kirche gefördert.

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

»Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.« Das ist der schönste, ja, der vollkommene Satz des 20. Jahrhunderts. Er eröffnet das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Der Staat ist nicht länger Ziel der Verfassung, sondern wird zum Diener der Menschen, aller Menschen, der Menschlichkeit.

Der Jurist Lothar Kreyssig – einem Leuchtturm gleich im Heer deutscher Juristen in der NS-Zeit – stellte seine Gründung der *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* in die Vision dieses eindringlichen Glaubenssatzes: »Die Würde des Menschen ist unantastbar«. Die Erfahrung des krassen Gegenteils dieses Satzes trugen nach 1945 unzählige Menschen an ihrem Leib und in ihrer Seele mit sich. Ihnen wollte *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* vor Augen führen, dass ihre Würde, ihre Lebensgeschichte, ihr Menschsein einer neuen Generation junger Deutscher unantastbar kostbar sind!

Herzschlag des Handelns von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* ist von Anbeginn die Bitte um Vergebung gewesen, vor allem an den Orten und in den Ländern, die von Deutschen Gewalt erlitten haben. Denn diese unantastbare Würde muss geschützt werden, so weit es in den Möglichkeiten der Freiwilligen von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* liegt. Die Formen der Arbeit sind heute vielfältig. Die Form der Arbeit der 180 Freiwilligen, die heute in 13 Ländern ihren Friedensdienst praktizieren, ist vielfältig.

Wir bitten Sie um Unterstützung und Begleitung dieser Arbeit! Viele der Zurückkehrenden werden in ihrem beruflich-politischen Leben zu Multiplikator_innen einer wachen und kritischen Friedensarbeit.

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

15 Euro
(Soli-Preis 18 Euro)

Jetzt bestellen und verschenken!

Unsere ASF-Kollektion schöner und aussagekräftiger Fair Trade **T-Shirts** und **Beutel** ist hergestellt aus 100 Prozent Biobaumwolle. Mit dem Kauf unserer Produkte unterstützen Sie die Arbeit von ASF.

Unser **T-Shirt** mit dem Slogan »Geh denken« sieht nicht nur gut aus, sondern transportiert auch unsere Botschaft in die Welt. Es gibt sowohl die leicht taillierte weibliche, als auch die gerade geschnittene männliche Version.

Der **Jutebeutel** mit dem Slogan »Geh denken« vermittelt nicht nur eine gute Botschaft, sondern entspricht auch dem locker-lässigen Style. Das Design passt nicht nur hervorragend zu entspannten Nachmittagen im Park, sondern ebenso gut zu Arbeit oder Universität.

3,50 Euro
(Soli-Preis 5 Euro)

Aufkleber »Klare Worte gegen Rechts, denn Nächstenliebe verlangt Klarheit!«

Häufig sieht man sie erst auf den zweiten Blick an Ampeln, Straßenlaternen und Regen rinnen: Neonaziaufkleber. Diese Neonazipropaganda müssen Sie nicht akzeptieren. Positionieren Sie sich in der Öffentlichkeit gegen Rechtsextremismus, Rechtspopulismus und rechte Gewalt mit dem signalroten Aufkleber. Er zeigt Ihre Botschaft zum Beispiel auf dem Rad oder Auto, auf Taschenkalendern, Laptops oder in Schaukästen. Der Durchmesser des Aufklebers beträgt 95mm.

Bestellungen

im Infobüro: (030) 283 95 – 184 / infobuero@asf-ev.de
per Bestellformular: www.asf-ev.de/webshop

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

GEDENKGOTTESDIENSTE
zum 9. November 2015

Berlin

19 Uhr, Französische Friedrichstadtkirche (Gendarmenmarkt 5): Gedenkgottesdienst zur Pogromnacht mit Beteiligung der AG Theologie von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Tübingen

18 Uhr, Stiftskirche (Holzmarkt 1): Gedenkgottesdienst zur Pogromnacht mit Beteiligung der Tübinger ASF-Regionalgruppe

Burgdorf, Region Hannover

18.30 Uhr: Gedenkveranstaltung zur Pogromnacht, organisiert durch den Arbeitskreis Gedenkweg 9. November, mit Beteiligung von ehemaligen ASF-Freiwilligen

Göttingen

18 Uhr, Mahnmal am Platz der Synagoge: Gedenkstunde zur Pogromnacht mit Beteiligung der ASF-Regionalgruppe Hannover und Südniedersachsen

KAPITEL V

Wider die Teilnahmslosigkeit: ein Einspruch!

Antijudaismus in neuem Gewand?

Ein Berliner Theologieprofessor möchte die Hebräische Bibel aus dem christlichen Kanon entfernen
Micha Brumlik

Anfang April versandte der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) ein Schreiben, in dem er auf einen bisher nicht bekannt gewordenen Skandal hinwies: »Theologieprofessor will das Alte Testament aus der Heiligen Schrift verbannen«, so die Überschrift.

Im Text heißt es: »Mit nachfolgender Stellungnahme macht Friedhelm Pieper, evangelischer Präsident des DKR, einen theologischen Skandal im deutschen Protestantismus namhaft, der bislang beschämenderweise ohne Kritik und Widerstand im protestantischen Raum schweigend geduldet oder ignoriert wurde. Der DKR hofft, mit dieser theologischen Stellungnahme diese Mauer des Schweigens durchbrechen und eine kritische Debatte in der evangelischen Kirche anregen zu können.«

Worum geht es? Schon 2013 hatte der an der Berliner Humboldt-Universität Systematische Theologie lehrende Notger Slenczka (Jahrgang 1960) im wenig bekannten, aber renommierten Marburger Jahrbuch Theologie XXV einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er zu begründen versuchte, warum das sogenannte Alte Testament (AT) in der Kirche keine kanonische Geltung mehr haben soll. »Damit ist aber«, so Slenczka, »das AT als Grundlage einer Predigt, die einen Text als Anrede an die Gemeinde auslegt, nicht mehr geeignet: Sie – die christliche Kirche – ist als solche in den Texten des AT nicht angesprochen.«

Zur Begründung seiner Forderung beruft sich Slenczka auf deutsche Theologen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts: auf Friedrich Schleiermacher (1768-1834) und Adolf von Harnack (1851–1930).

Tenach

Schleiermacher, der als Theologe zwar auch historisch arbeitete, suchte systematisch eine Theorie des frommen christlichen Selbstbewusstseins zu entfalten. Der Kirchenhistoriker Harnack hingegen wollte zeigen, dass die religionsgeschichtliche Forschung im 20. Jahrhundert endlich so weit war, zu erkennen, dass das Christentum tatsächlich eine völlig andere Religion sei als das Judentum, das sich auf das »Alte Testament«, den Tanach, beruft.

Der Name Schleiermacher steht also dafür, dass sich Christen als Angehörige einer Religionsgemeinschaft ihrer Frömmigkeit versichern müssen. Der Name

Harnack hingegen verweist auf die Annahme, das Christentum sei eine universale Religion der Liebe.

Slenczka, der übrigens auch Mitglied im Gemeinsamen Ausschuss »Kirche und Judentum« der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ist, fasst die Überzeugungen seiner Gewährsleute in markanten Sätzen zusammen: »In seiner Gänze ist das AT kein Zeugnis der Universalität des Gottesverhältnisses, sondern ein Zeugnis einer Stammesreligion mit partikularem Anspruch.«

Dieser abwertend klingenden These entspricht dann eine Feststellung, die das »Alte Testament«, die Hebräische Bibel, aus christlicher Frömmigkeit regelrecht ausschließt: »Das Korpus der alttestamentlichen Texte« sei »Ausdruck eines fremden religiösen Bewusstseins«.

Damit gibt Slenczka keineswegs nur Schleiermacher wider, sondern macht sich dessen Überzeugung auch zu eigen: Es sei doch faktisch so, »dass wir den Texten des AT in unserer Frömmigkeitspraxis einen minderen Rang im Vergleich zu den Texten des NT (Neuen Testaments, Anm. d. Red.) zuerkennen. Ausdrücklich wird dieses Fremdeln in der Auswahl der alttestamentlichen Predigttexte und in der Versauswahl, die unter den Psalmen in den liturgischen Beigaben des EG (Evangelischen Gesangbuchs, Anm. d. Red.) vorgenommen wird«.

All diesen Ausführungen hielt nun DKR-Präsident Friedhelm Pieper entgegen, dass sie letztlich antijudaistisch sind: »Indem Notger Slenczka sich derart zustimmend in die antijüdische Tradition des deutschen Protestantismus hineinstellt, kann seine Abhandlung nicht anders gewertet werden als eben so, dass sie eine Neuauflage des protestantischen Antijudaismus darstellt.«

Zu diesen Vorhaltungen befragt, weist Slenczka sie im Gespräch entschieden zurück: Klassischer Antijudaismus, so der Theologieprofessor, bestehe doch darin, die dauernde Erwählung Israels zu bestreiten, die Juden des Christusmords zu zeihen und sie bekehren zu wollen, um endlich die Wiederkunft Christi zu ermöglichen. Keine dieser Positionen sei die seine. Im Gegenteil: Gerade weil er die partikulare Erwählung Israels beglaubige, sei er nicht antijudaistisch. Die wahren Antijudaisten seien hingegen jene, die – ohne Basis in der Bibel – behaupten, dass die Völker durch Jesus in den Bund Gottes mit Israel hineingenommen worden seien.

Nazikirche

So wenig also Slenczka klassischer Antijudaismus vorzuhalten ist, so sehr doch ein bewusster und gewollter Mangel an historischer Reflexion. Denn es

war die Theologie der »Deutschen Christen«, also der Nazikirche, die sich nicht zuletzt damit legitimierte, dass sie das »Alte Testament« für »undeutsch«, in heutiger Terminologie für »fremd«, erklärte. Beispielhaft tat dies einer der bedeutendsten Theologiehistoriker des 20. Jahrhunderts, Emanuel Hirsch (1888–1972), der zugleich ein überzeugter Rassist und Antisemit war.

Hirsch veröffentlichte 1936 seine Schrift Das Alte Testament und die Predigt des Evangeliums, in der es programmatisch hieß: »Unsere jungen Theologen wollen es sich zum Teil nicht einmal mehr klarmachen, dass wir Christen nichtjüdischen Bluts überhaupt kein unmittelbares Verhältnis zum Alten Testament haben – es geht uns als Gottesoffenbarung an sich selbst nichts an – , sondern lediglich ein durch das Neue Testament vermitteltes Verhältnis zum Alten Testament.«

Schoa

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust wurde den christlichen Kirchen nicht nur in Deutschland sowohl auf katholischer als auch auf evangelischer Seite in einem schmerzhaften Besinnungsprozess klar, dass der christliche Antijudaismus eine wesentliche Quelle des exterminatorischen, politischen Antisemitismus war. Die Schoa war eine Katastrophe nicht nur für die sechs Millionen ermordeten europäischen Juden, sondern sie markierte auch die schwerste Krise des christlichen Glaubens seit seiner Entstehung.

Dafür stehen nicht nur die vor 50 Jahren verabschiedete vatikanische Erklärung »Nostra Aetate«, sondern auch mehrere Denkschriften der EKD zum Thema »Christen und Juden« sowie die grundlegenden Arbeiten von Theologen wie Johann Baptist Metz, Rolf Rendtorff, Luise Schottroff oder Rainer Kampling, Klaus Wengst, Frank und Marlene Crüsemann sowie Jürgen Ebach.

Indem diese christlichen Theologen in der Hebräischen Bibel jenes Zeugnis erkennen, das die Universalität des einen Gottes der ganzen Menschheit offenbarte und das der ganzen Menschheit eigene Bedürfnis nach Gottes Verheißung auf Erlösung beglaubigte, fanden sie den gemeinsamen Wurzelgrund der historisch entstandenen Religionen von rabbinischem Judentum und Christentum. Einen gemeinsamen Grund, der paradoxerweise über Jahrhunderte wegen seiner unterschiedlichen Auslegung trennte, seit der Schoa hingegen zunehmend verbindet.

Auch deshalb können Slenczkas Beteuerungen, das »Alte Testament« gerade aus Respekt vor dem Judentum, dem man sein Eigenes lassen möge, aus dem kirchlichen Kanon auszugliedern, in der Sache nicht überzeugen. Denn sogar

wenn man über die abwertende Formulierung »Stammesreligion mit partikularem Anspruch« hinwegginge und daran erinnerte, dass der Gott dieses »Stammes« ja schon als Gott aller Menschen bezeugt wurde, bleibt doch das fatale Wort vom »fremden religiösen Bewusstsein«.

Abschottung

Die Semantik des Wortpaars »eigen – fremd« kam historisch und gesellschaftlich stets in zwei Kontexten zum Ausdruck: hier in der Faszination, in der Neugier und Sehnsucht nach dem Fremden, dem Anderen, dann aber auch in Angst, Abschottung und Versicherung der eigenen Identität, des eigenen Selbstbewusstseins.

Menschen, Kulturen und Religionen als »fremd« zu bezeichnen, ist daher niemals nur eine wertfreie Feststellung, sondern allemal auch Programm. Der Ägyptologe Jan Assmann hat in Erläuterungen zum biblischen Buch Exodus jüngst klargestellt, dass es im Glauben, in der Religion weniger um Feststellungen denn um Handlungsanweisungen geht, um »Performanz«.

Die Hebräische Bibel daher, wie Slenczka – und sei es auch nur aus Respekt –, als »Ausdruck fremden religiösen Bewusstseins« zu bezeichnen, errichtet nicht nur eine Grenze, sondern fordert auch, das »Fremde« über diese Grenze abzuschieben. Kurz: Die christliche Gemeinde zwar über alttestamentliche Texte zu informieren, in ihnen aber nicht mehr eine authentische und autoritative Anrede an die Gemeinde zu verstehen, macht sie bestenfalls zu Objekten religionswissenschaftlicher Forschung.

Da aber Glaubensgemeinschaften, ihre Texte und ihre Mitglieder nicht sinnvoll voneinander zu trennen sind, bedeutet der Ausschluss alttestamentlicher Texte aus dem Kanon am Ende doch nichts anderes als die Aufkündigung einer nach dem Holocaust langsam gewachsenen mit- und zwischenmenschlichen Gemeinschaft von Juden und Christen als Religionen, die durch persönliche Freundschaften oder Beteuerungen bürgerlichen Respekts nicht zu ersetzen sind.

Debatte

Man wird daher dem Deutschen Koordinierungsrat dafür danken müssen, die Thematik zur öffentlichen Diskussion gestellt zu haben. Immerhin könnte es sein, dass sich hinter der ausgebliebenen Debatte doch mehr als nur stillschweigende Duldung verbirgt. Wissen wir wirklich, wie sich jene, die heute christliche Theologie studieren, zu diesen Fragen verhalten? Die Vermutung, dass die Zustimmung zu Slenczkas Thesen, zumal unter protestantischen

Nachwuchstheologen, größer sein könnte als erhofft, scheint mir jedenfalls nicht aus der Luft gegriffen.

Erfreulicher Weise haben sich Mitte April fünf Professoren der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität (Cilliers Breytenbach, Wilhelm Gräb, Christoph Markschies, Rolf Schieder und Jens Schröter) in einer Erklärung von Slenczkas Äußerungen distanziert: Sie seien »historisch nicht zutreffend und theologisch inakzeptabel«, beruhten auf einer »enggeführten Interpretation paulinischer Texte«, ignorierten den Forschungsstand im Blick auf die Entstehungsgeschichte der Hebräischen Bibel und seien »einer forschungsgeschichtlich hochproblematischen, längst überwundenen Perspektive auf das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum in der Antike verpflichtet«.

Gemeinsam mit ihren jüdischen Kolleginnen und Kollegen wollen die Theologen die tragende Rolle des Alten Testamentes für die Entstehung des Christentums und seiner Theologie hervorheben und gegenüber den Studenten ihrer Fakultät keinen Zweifel daran lassen, dass »das Alte Testament in gleicher Weise wie das Neue Quelle und Norm der evangelischen Theologie ist und bleiben wird«.

Notger Slenczka ist zugutezuhalten, das strittige Thema zur Sprache gebracht zu haben. Aber dafür, dass es auch jenseits des engen Rahmens wissenschaftlicher Theologie erörtert wird, ist Friedhelm Pieper und dem Deutschen Koordinierungsrat zu danken.

Dieser Text erschien in der Jüdischen Allgemeine vom 23.04.2015 .

Neues ohne Altes Testament?

Hanna Lehming

Das Alte Testament (AT) soll in der Kirche keine kanonische Geltung haben, so fordert der Berliner Theologe Notger Slenczka und hat damit eine heftige Debatte ausgelöst. Slenczka will provozieren, und das gelingt ihm. Aber der Universitätsprofessor will noch mehr: Er will einen Konsens aufkündigen, der zum Selbstverständnis der christlichen Kirche gehört und der besagt, dass ihr Glaubensdokument die g a n z e Heilige Schrift ist, bestehend aus Altem u n d Neuem Testament.

Das AT sei, wie Martin Luther sagt, »gut und nützlich zu lesen«. Kanonisch aber sei es nicht, so Slenczka. Denn Kanonizität bedeute, »dass ein Text oder ein Textkorpus die Basis einer Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Christentums darstellt«. Einem Christen sei es aber nicht möglich, in den Schriften des AT »den Ausdruck des christlich frommen Bewusstseins zu erkennen«. Ja, die Schriften des AT sind diesem »fremd« und »widersetzen« sich dem Versuch, in ihnen etwas Christliches wiederzufinden.

Der 1960 geborene Slenczka schließt sich in seiner Argumentation einer Auffassung an, die im 18./19. Jahrhundert unter Theologen verbreitet war. Sie rechneten damit, dass sich das Bewusstsein der Menschen im Laufe der Geschichte immer höher entwickle. Mit dieser Auffassung ging einher, dass sie alles »Alte« als überwunden, überkommen und unmodern abwerteten. Genau dies tut Slenczka und erklärt: »In seiner Gänze ist das AT kein Zeugnis der Universalität des Gottesverhältnisses, sondern ein Zeugnis einer Stammesreligion mit partikularem Anspruch. ... Die Universalität des Religiösen ist erst in Jesus von Nazareth erfasst und wird im Laufe der Christentumsgeschichte ausgearbeitet.« Hier können nur einige Einwände kurz skizziert werden:

1. Wo bleibt eine Kritik des »progressiven Modells der Religionsgeschichte«, das aus heutiger Sicht einem naiven Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts entsprang? »Kritischer müssten mir die Historisch-Kritischen sein«, wünschte sich schon der Schweizer Theologe Karl Barth.

2. Was für eine theologische Kategorie ist »Fremdheit«? Es schaudert einen, wenn man die Beziehung von Christen zum AT in einer verbalen Begriffsreihe von »fremd«, »fremdeln« und »abstoßend« liest. Slenczka stellt dem »Fremdeln« das gefühlige Kriterium von »als verwandt erkennen« und eine »fromme Subjektivität« gegenüber. Assoziationen zur Haltung gegenüber »den Fremden« in unserem Land drängen sich auf.

3. Warum eigentlich sollte sich ein westlicher Christ des 21. Jahrhunderts nur der Welt des AT gegenüber fremd fühlen und nicht ebenso der des NT, die doch historisch, religiös, geistig mit der des AT identisch ist? Jesus von Nazareth nicht ständig zur Auswanderung zwingen, sondern selbst einwandern in die Welt der Bibel, so forderte einst der Berliner Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt in einer genialen Verbindung von theologischem und politischem Denken.

4. Wo erkennt Notger Slenczka eigentlich »Jesuanischen Universalismus«? Sicher nicht bei dem Jesus, der laut Matthäus sagt: »Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.« (Mt 15,24)

5. Und schließlich: Was weiß der Berliner Systematiker von der sog. Präexistenzlehre? Sie besagt, dass Christus schon bei der Schöpfung der Welt da war. So erklärt auch die jüdische Schriftauslegung: »Es gibt in der Schrift kein Früher oder Später.« Sie ist aus einem Geist.

Bleibt zu hoffen, dass Notger Slenczka ein skurriler Einzelgänger ist und nicht etwa einen Trend in der heutigen Theologengeneration widerspiegelt.

Wider die Teilnahmslosigkeit: ein Einspruch!

AG Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

PROLOG

Angestoßen durch die Thesen des Berliner Systematikers Notger Slenczka, die er zuerst 2013 im *Marburger Jahrbuch Theologie XXV* in seiner Abhandlung »Die Kirche und das Alte Testament« vorgelegt hat, veröffentlichen wir auf den nächsten Seiten Texte aus der Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste – und zwar von Mitgliedern unserer Arbeitsgemeinschaft Theologie. In dieser Sammlung von Denkanstößen legen Menschen aus verschiedenen Generationen, aus unterschiedlichen Perspektiven ihre Verbindung zum ersten Teil unserer Heiligen Schrift dar. Diese Texte verbindet, dass sie sich dem christlich-jüdischen Dialog und einer Theologie nach Auschwitz verpflichtet fühlen, beides zentrale Anliegen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Sie sind bewusst persönlich gehalten und verorten sich hermeneutisch in Zeit und Raum, siebzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz in Deutschland. Denn auch das markiert die theologische Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: sich kritisch mit einer Theologie in Deutschland auseinanderzusetzen, die bis auf wenige Ausnahmen keine Kraft hatte, dem Brudermord im »Dritten Reich« zu widerstehen.

Ich bin froh und dankbar, dass die Mitglieder der AG Theologie bei Aktion Sühnezeichen sich dieser Aufgabe gestellt haben und stellen. Durch die Jahrzehnte hinweg ist der christlich-jüdische Dialog bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste intensiv und auf vielen Ebenen geführt worden. Wir sind es uns selbst und unseren jüdischen Partner_innen schuldig, aufzuzeigen, dass die Preisgabe des Alten Testaments *nicht* die folgerichtige Konsequenz aus den Erkenntnissen des christlich-jüdischen Dialogs ist. Ich habe als Theologin und Alttesttamentlerin viele Jahre an einer jüdischen Institution ein jüdisches Begegnungsprogramm geleitet. Und ja, dass wir Christinnen und Christen mit unserer zweigeteilten Bibel aus *Altem Testament* – ich vermeide mit Blick auf die Bedeutung der Septuaginta die Bezeichnung »Hebräische Bibel« – und *Neuem Testament* die an Israel gerichteten Texte auch als Teil unserer Heiligen Schrift verstehen, kann für Jüdinnen und Juden problematisch sein, und ja, die Verbindung zum Judentum hat für viele Christinnen und Christen eine größere Bedeutung als die Beziehung zum Christentum für viele Jüdinnen und Juden. Aber diese Asymmetrie gilt es sowohl auszuhalten als auch ernst zu nehmen und in dem Wahrnehmen der Erwählung Israels dem Gott zu begegnen, der *»auf vielerlei Weise einst geredet hat«* (vgl. Hebr 1,1) und der sich in den Heiligen

Schriften offenbart: *»den Juden zuerst – und dann auch den Griechen«* (Röm 2,9).

Man kann überlegen, ob die Konzentration auf die Texte des Alten Testaments in den vorliegenden Beiträgen angesichts der Thesen Notger Slenczkas berechtigt ist. Denn grundsätzlich ist Slenczka entgegenzuhalten, dass die Autoren des Neuen Testaments, deren Rang der Berliner Systematiker ja nicht bestreiten will, durchgehend betonen, dass es der *eine* Gott ist, der sich in den überlieferten wie den neu entstehenden Texten offenbart. Sie verstehen ihre Schriften als Kommentar zu einem gültigen Text. Als Antwort darauf ist es unsere Aufgabe, von dem *einen* Gott zu sprechen, der sich in beiden Teilen der Heiligen Schrift offenbart.

Wenn wir dennoch die Texte des *Alten Testaments* besonders hervorheben, dann tun wir das nun gerade als eine Organisation, die darum weiß, dass die Texte zuerst zu Israel gesprochen worden sind und die Erwählung Israels immer wieder neu verstanden und formuliert werden muss. So finden sich Stimmen, die fragen, wo wir stehen angesichts des Grabens der Geschichte (Thomas Held); die Glaubenswege im Angesicht von Israel nachzeichnen (Tilman Hachfeld); die das Lernmoment der Tora als Befreiung beschreiben (Marie Hecke); die persönlich fragen nach ihrem ureigenen Verhältnis zum Alten Testament (Robert Kluth); die kritisch die eigene Tradition hinterfragen und sich als angewiesen auf das Judentum verstehen (Aline Seel); die den inneren Zusammenhang von Jesusschriften und Altem Testament verdeutlichen (Christian Keller) und die sich dem Problem der Enteignung der Texte durch das Christentum stellen (Christian Staffa). Die strukturierende, einordnende und verknüpfende Stimme (Matthias Loerbroks) zieht sich durch den Text und führt die erwartungsvolle Leserin oder den neugierigen Leser durch die verschiedenen Stimmen und kontextualisiert diese immer wieder auf die Debatte um Slenczka hin.

So bietet die folgende Sammlung unterschiedliche, plurale Blickwinkel auf den Umgang mit dem Alten Testament als dem ersten Teil des christlichen Kanons. Sie ist in ihrer bewusst persönlich gehaltenen Form ein Einspruch und Gegensatz zu dem Aufsatz des Systematikers Slenczka, der sich in weiten Teilen hinter Adolf von Harnack und Friedrich Schleiermacher zurückzieht und bei dem man eine Kontextualisierung in Zeit und Raum vergeblich sucht. Das jedoch erscheint uns in der AG Theologie als hermeneutisch fragwürdig.

Die Diskussion um die Thesen des Berliner Professors wird mittlerweile breit geführt und das ist gut und wichtig so. Leider fehlt es derzeit immer noch an grundlegenden Erwiderungen aus der wissenschaftlichen Zunft. Das mag nicht per se verwundern, brauchen wissenschaftliche Aufsätze und deren Ver-

öffentlichungen doch stets ihre Zeit; zu hoffen bleibt jedoch, dass das Schweigen im wissenschaftlichen Blätterwald wirklich nur ein temporäres bleibt. Denn vielem, was Slenczka über das Alte Testament sagt, muss energisch widersprochen werden. Wenn er etwa vom »ursprünglichen Sinn« der Texte spricht und nicht berücksichtigt, dass solch ein Reden angesichts des Jahrhunderte währenden Entstehungsprozesses der alttestamentlichen (und neutestamentlichen!) Texte und ihrer immer wieder neuen Rezeptionszusammenhänge obsolet geworden ist, wenn er die Diskussion um die (vermeintliche?) Streitfrage zwischen einer »Theologie des Alten Testaments« und einer »Religionsgeschichte« Israels nur sehr oberflächlich und auch nur bis in die frühen neunziger Jahre hinein wahrnimmt oder wenn er im Alten Testament nur die Partikularität, nicht aber auch die Universalität der Texte wahrnimmt. Ich freue mich auf die vielen Aufsätze, die hier hoffentlich entstehen werden und bedanke mich, dass wir schon jetzt die klugen Texte von Hanna Lehming und Prof. Dr. Micha Brumlik in unsere Predigthilfe aufnehmen können.

Dr. Dagmar Pruin, Geschäftsführerin Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

---

I BERUFEN ZUR TÄTIGEN TEILNAHME

Gott hat darauf gesehen,
ein Volk aus den Völkern zu nehmen
für seinen Namen.

Apostelgeschichte 15,14

Vocare heißt rufen, auch berufen. Christen sind Christen, weil sie in Jesus Christus einen sie verpflichtenden und befreienden Ruf Gottes hören. Der Berliner Theologe Friedrich-Wilhelm Marquardt (1928-2002) hat darum ein Kapitel über die Berufung an den Beginn seiner Dogmatik, in die Prolegomena, gestellt – in alten Dogmatiken kam dieser Topos, wenn überhaupt, eher am hinteren Rand vor. Nicht der einzige, aber ein wichtiger Teil dieser Berufung ist die zur Einwanderung in die Welt der Bibel, und so skizziert Marquardt an dieser Stelle so etwas wie ein biblisches Weltbild, eine biblische Art zu denken, und zwar anhand der Hebräischen Bibel – nicht aus religionsgeschichtlichen, sondern aus systematisch-theologischen Gründen. Wer ein Christ, eine

Christin wird, ist zur tätigen Teilnahme an einer Geschichte berufen, die lange vor Jesu Geburt begonnen hat, lernt in Israels Bibel, sich in und an ihr zu orientieren, auch zu orientalisieren, lernt so auch den Gott näher kennen, dessen Stimme er und sie in Jesus Christus und im Evangelium von Jesus Christus so bezwingend und gewinnend, so kritisch wie tröstlich hat rufen hören.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer an der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin

---

ANTEILNEHMEN

Wir sind ein theologischer Arbeitskreis der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, mit Menschen verschiedener Generationen, aus unterschiedlichen Gemeinden, mit vielfältigen Geschichten. Wir gestalten Gedenkgottesdienste zum 27. Januar und zum 9. November – als Christ_innen und als Nachfahren von Täter_innen. Bei diesen Gottesdiensten lassen wir Geschichten und Worte der ganzen Bibel, des Alten und Neuen Testaments, zu Wort kommen. Besonders wertvoll sind für uns die Erfahrungswelten, die in den Psalmen anklingen. Sie bringen uns immer wieder an den Rand des Denk-baren, Sprech-baren. Sie stellen uns und unsere Gewissheit in Frage. Sie verleihen unserer Sehnsucht Ausdruck.

Unsere Vorfahren haben mit ihrem Versuch, das Judentum zu vernichten, mit ihrem Rauben und Morden an Jüdinnen und Juden überall im »christlichen Abendland« einen schwindelerregenden Abgrund aufgerissen. Am Rande dieses Abgrunds fällt es uns oft schwer, in den Jubel der Psalmbeter_innen über Gottes Schöpferkraft und lebenserhaltende Güte einzustimmen. Und doch sehnen wir uns danach, Gott zu loben und zu danken – denn es gibt Überlebende – und auch wir dürfen leben. Die Hoffnung der Psalmbeter_innen auf Gott, den Tröster und Retter, der die Seinen vor Verfolgung und Vernichtung bewahrt: Sie wurde millionenfach widerlegt, zerschlagen, zerstört in der Schoa. Und doch sehnen wir uns danach, dass Gott Retter bleibt und die noch Lebenden und ihre Nachkommen tröstet – und auch uns rettet.

Die Gewaltphantasien der Psalmbeter_innen, in denen Gott mit den Feinden Israels aufräumt und Recht und Ausgleich schafft: In unseren Gesangsbüchern und Gottesdiensten werden sie meist ausgeklammert. Blicken wir auf die Nachkriegsgeschichte, so schlug die weitgehend unterlassene Bestrafung der

Täter_innen und die Politik ihrer frühen Amnestien und schnellen Integration in beiden deutschen Staaten den Opfern erneut ins Gesicht. Wir fürchten uns vor Gottes ausgleichender Gerechtigkeit – und doch sehnen wir uns gewaltig danach.

Wir lesen und sprechen die Psalmen und wollen Anteil nehmen. Wir streiten, diskutieren, rackern uns ab: Zu wem wurden diese Worte gesprochen? Wem sprechen sie zu? Wer spricht sie? Wer darf sie sprechen? Wir prüfen uns kritisch, wollen nicht vereinnahmen, was nicht uns gehört, wollen nicht besitzen, nicht erneut rauben und enteignen. Wir wollen Anteil nehmen.

Notger Slenczka will uns weismachen, wir bräuchten diese Psalmen, ja das ganze Alte Testament nicht mehr für unsere Frömmigkeit. Er stellt seine Kanonizität in Frage. Dazu bedient er sich einer religionsgeschichtlichen Engführung und eines eingeschränkten Rückblicks auf Theologien des 19. und 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus beschreibt er – berechtigterweise kritisch – eine kirchliche und gemeindliche Praxis, die das Alte Testament nur noch selektiv liest oder es ganz auszulassen versucht. Seine Schlussfolgerungen daraus entziehen uns jedoch gänzlich das Fundament unseres Glaubens. Seine vorgeschlagene Verbannung des Alten Testaments aus dem Kanon verlässt den Grund christlicher Tradition und Ökumene und blendet auf gefährliche Weise die Entscheidungen der Alten Kirche und Konzile aus.

Auch meint Notger Slenczka, Jüdinnen und Juden schützen zu wollen vor Vereinnahmung durch uns Christ_innen. Der jüdische-christliche Dialog nach 1945 kennt das Problem der Vereinnahmung und übermächtigen Umarmung von christlicher Seite – nicht zuletzt aus dem Bedürfnis der eigenen Entlastung heraus. Nichtsdestotrotz lehren uns die Erfahrungen des Dialogs unser (christliches) Bezogensein auf Israel – und Anteilnahme. Ganz anders Notger Slenczka: Er macht Jüdinnen und Juden (erneut) zu Fremden, zu Mitgliedern einer bei ihm sogenannten »partikularen Stammesreligion«, die mit uns Christ_innen nichts zu tun hätten. Sein Verstoß des Alten Testaments und mit ihm des Judentums ist ein Angriff nicht nur gegen das Fundament unseres Glaubens, sondern in Neuauflage eines protestantischen Antijudaismus auch ein Angriff gegen Jüdinnen und Juden selbst.

Wir brauchen die ganze Bibel! Wir können sie auf Jesus Christus hin lesen und zugleich wissen, dass das Alte Testament auch und zuerst Jüdinnen und Juden gehört. Bereits im Alten Testament offenbart sich Gott als universaler Schöpfer und uns Menschen Liebender. Seine besondere Liebe zu Israel nimmt uns nichts weg. Und wie sollten wir dem Neuen Testament ohne dem Alten glauben können? Was bliebe von Jesu Botschaft und unserer Treue zu ihm übrig ohne den Erfahrungs- und Wahrheitsraum der Hebräischen Bibel, ohne Israel?

Was wäre dann noch unser Anteil?

Wir wollen Anteil nehmen, dankbar für unseren Teil, ohne Neid und gewaltsame Aneignung des Ganzen. Allzu oft beanspruchte die Christenheit das ganze Erbe für sich allein, unter Ausstoß, Vertreibung und bis hin zu physischer Vernichtung von Jüdinnen und Juden. Indem wir An-Teil nehmen, gestehen wir auch Israel seinen Teil zu, bleiben wir verbunden mit seinem Schicksal.

Wir beten in unseren Gottesdiensten zum Gott Israels, dem Vater Jesu Christi. Wir erheben unsere Stimme auch für Israel. Anteil nehmend lesen wir die Texte der GANZEN Bibel und beten ihre Psalmen, manchmal zaghaft, manchmal voller Inbrunst: MIT.

Thomas Heldt, Referent bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

---

II FROHE BOTSCHAFT

Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören,
so lassen sie sich auch nicht überzeugen,
wenn einer von den Toten aufersteht.

Lukas 16,31

Notger Slenczka ist nicht der erste, dem aufgefallen ist, dass die Hebräische Bibel, das christlich so genannte Alte Testament, sich konzentriert auf die wechselvolle, aber nie abgebrochene Beziehungsgeschichte zwischen Gott und seinem Volk Israel. Er irrt sich aber, wenn er aus dieser zutreffenden Beobachtung schließt, das jüdische Volk sei auch der einzige Adressat dieser Schriften, und sie seien darum so etwas wie das Dokument einer National-, einer Stammesreligion. Die in den Schriften bezeugte Geschichte der Erfindung, Erwählung, Befreiung, Begleitung und Bewahrung Israels zielt aufs Ganze, hat auch die Völker im Blick. Ihnen wird zugemutet, aber auch zugetraut, an dieser Beziehungsgeschichte zu erkennen, wer Gott ist und wie er ist und was er will. Es ist gerade diese besondere Geschichte, die über das Allgemeine aufklärt, jedenfalls ist das die Sicht der biblischen Autoren im Alten und Neuen Testament: Es ist der Gott Israels, der Himmel und Erde geschaffen hat – und nicht hat der Schöpfer des Himmel und der Erde zudem Israel erwählt. Die christli-

che Kirche, die christliche Theologie hat zu lange, hat zu oft vom Allgemeinen aufs Besondere geschlossen. Was geschieht und worauf es hinausläuft, wenn – zunächst im Denken, dann auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit – das Besondere unter dem Allgemeinen subsumiert und entsprechend zurechtgestutzt wird, lässt sich bei Horkheimer, Adorno, Levinas lernen – und es wäre gut, wenn Theologen und Theologinnen das auch täten.

Das Alte Testament, sagt Slenczka mit Recht, ist keineswegs bloß forderndes und anklagendes Gesetz im Gegensatz zum freisprechenden und freimachenden Evangelium – es ist beides: Gesetz und Evangelium – freilich müsste man genauer sagen: Es ist zuerst froh und frei machendes Evangelium und dann, daraufhin auch Gesetz: Weisung –, doch er fügt leider hinzu: nur für die Jüdinnen und Juden. Das aber ist falsch: Die in der Hebräischen Bibel und durch seine schiere Existenz auch vom nachbiblischen Israel bezeugte Treue Gottes zu seinem Volk ist frohe Botschaft auch für Gojim, jedenfalls für die Christ_innen unter ihnen, so sie Ohren haben zu hören.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer an der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin

---

BERUFEN ZUR FREIHEIT – PERSÖNLICHE ERFAHRUNGEN MIT DEM ALTEN TESTAMENT

Nachweihnachtliche »freie« Singstunde in Herrnhut, späte 1990er Jahre: Die Lieder werden nicht vom Liturgen bestimmt, sondern durch Zuruf aus der Gemeinde. Zuruf: Lied 51 (Gesangbuch der Brüdergemeine), »Gott sei Dank durch alle Welt«, Verse 1 und 4 bis 7 (entspricht EG 12, 1 und 4, die Verse 5-7 sind christologisch ausgerichtet). Mein Zuruf, bitte auch die Verse 2 und 3 zu singen, die dem Lied einen Zusammenhang mit dem Alten Testament und Israel geben, erregt Unmut und bleibt ohne Erfolg. So werden alte Erfahrungen mit meiner kirchlichen Herkunft bestätigt.

In meiner frühen christlichen Sozialisation spielte die Bilderbibel Schnorr von Carolsfelds eine Rolle, wobei ich mich vor allem dramatischer Szenen aus dem Alten Testament erinnere. Die Urgeschichten der Bibel, Abraham, Josef in Ägypten, die ägyptischen Plagen, Simson und die Saul- und Davidsgeschichten kamen im Kindergottesdienst der Brüdergemeine vor und waren viel eindrücklicher als alle Jesusgeschichten. Aber mit Gott hatten sie, abgesehen von der Schöpfung, wenig zu tun.

Gebetet wurde dort, wenn überhaupt, zu einem »lieben« Gott und noch lieber zum »liebsten« Jesus, und was erbeten wurde, war sehr persönlich-innerlich bezogen. Um eine persönliche Beziehung zu Jesus meinte ich deshalb lange, mich bemühen zu müssen. Aber das hat nie so recht geklappt, und deshalb bin ich auch nicht in die herrnhutisch-pietistische Gebetsfrömmigkeit hineingewachsen, vor der ich später auch die eigenen Kinder bewahren wollte. Ob das recht war, weiß ich nicht.

Immerhin bin ich dankbar, dass in dieser herrnhutischen Pädagogik nicht verschiedene Götter des Alten und des Neuen Testaments bzw. der Juden und der Christen gelehrt wurden. Aber Juden kamen sowieso nur als Gegenspieler Jesu vor; dass Mose, Samuel, David und Salomo oder gar Jesus ebenso Juden bzw. Israeliten waren, spielte keine Rolle; eher war es so, dass sie »Unsrige«, also (unausgesprochen) Christen, vielleicht sogar Herrnhuter waren.

Ebenso keine Rolle spielte, was wenige Jahre zuvor in Deutschland und von Deutschland aus geschehen war. Das war einfach kein Thema. Die Autorität der Elterngeneration blieb ungebrochen.

Das Heimat- oder Geborgenheitsgefühl, das mich mit den Herrnhutern lange verband und teilweise immer noch verbindet, und die geistliche Einseitigkeit, die ich als Dürre und Enge zugleich empfand, waren entscheidend dafür, dass ich im Studium neben der Soziologie auch mit Theologie begann und später ganz dahin wechselte: Ich wollte es genauer wissen. Textkritische Arbeit bis hin zum Zweifel an der Historizität Jesu erlebte ich als Befreiung, die Aufarbeitung der Geschichte der Bekennenden Kirche und ihrer Defizite als Aufgabe, die gesellschaftliche Kritik und eschatologische Verkündigung der Prophetie, inklusive der Jesu, als programmatisch. Als linksgestrickter 68er fand ich hier wichtige Ansatzpunkte für eigenes Weiterdenken, das mich auch in die Reformierte Kirche führte.

Psalmengebet und die prophetisch motivierte gesellschaftliche Fürbitte sind mir erst bei eigenen gottesdienstlichen Entwürfen in der Studierendengemeinde und im reformierten Vikariat vertraut geworden. Die Predigt im Sinne Zwinglis als prophetische Aufgabe, zu der nicht ich den Text in Gebrauch, sondern der Text mich in die Pflicht nimmt, wurde mir zugleich wichtig und schwierig; oft genug bin ich damit angeeckt, aber auch darin ermutigt worden, sogar von politisch konservativen Leuten, von denen ich das nicht erwartet hätte.

Ich frage mich noch heute, welche Defizite in Kirche, Universität und Gesellschaft es mit sich brachten, dass mir das Alte Testament erst im Pfarramt und durch Anstoß von außen als Buch der heutigen Synagoge bewusst wurde.

Lange war mir in der Tradition von Calvin die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk ein sehr wichtiges; das heutige, zeitgenössische Gottesvolk kam mir damit wie seinerzeit Calvin nicht in den Blick, auch weil ich – wie er damals – kaum bewusste persönliche Bekanntschaften mit Jüdinnen und Juden hatte.

Das änderte sich erst in meiner zweiten Pfarrstelle durch persönliche Beziehungen zum christlich-jüdischen Dialog auf Kirchentagen und mit engagierten Menschen. Dazu kam 1980 eine persönliche Begegnung mit Pinchas Lapide und dann meine Mitarbeit an der Thematik für den Reformierten Bund. Eindrücklich war mir in Lugano (ab 1986) eine orthodox-jüdische Nachbarschaft. Bestätigung und Erweiterung eigener Überlegungen fand ich ab 1993 in Berlin während der Tagungen der Evangelischen Akademie, besonders beim Talmudlernen mit Friedrich Wilhelm Marquardt und Chana Safrai.

Diese Begegnungen und das Nachdenken über die Fortsetzung der Geschichte Gottes mit seinem Volk im vorigen Jahrhundert – der wiederholte Versuch von außen, es zu vernichten, und dagegen die Gründung des Staates Israel – haben mir die biblischen Gestalten, die mir im Kindergottesdienst zu uns gehörig, also als Christ_innen erschienen, nicht entfremdet, sondern im Gegenteil in mir den Wunsch erweckt, mit ihnen Gemeinschaft zu haben, nicht als Proselyt zum Judentum, sondern als von Jesus in die Teilhabe am Abrahamsegen Berufener.

Entfremdet haben mich alle diese Erfahrungen immer mehr der Kirche, die sich von Israel losgelöst interpretiert, es gar noch missionieren will und so tut, als sei das Verbrechen an der Judenheit ein bedauerlicher Zwischenfall der profanen, aber nur am Rande der eigenen Geschichte. Und in der immer noch etwas von Luthers Antijudaismus fortlebt.

Entfremdet haben sie mich auch der christlichen Dogmatik, die seit Nicäa und Konstantinopel meint, Gott und seine Familienverhältnisse zu erkennen und ihn sakramental in den Griff bekommen und verwalten zu können. So dient er in christlich-frommer Pädagogik dem, was antijudaistische Propaganda gerade dem Gott des Alten Testaments unterstellt: Als Kinderschreck (»Der liebe Gott sieht alles!«), Garant bürgerlicher (Un)Moral (»Christliche« Ehe, protestantisches Arbeitsethos usw.) und Hüter der jeweils bestehenden obrigkeitlichen (Un)Ordnung. Das ist heute zum Glück alles in Frage gestellt, die Frage wird aber sehr unterschiedlich beantwortet und stürzt nach wie vor viele in seelische Krisen. Gott aus der Perspektive des Alten Testaments zu erfahren, stellt mir dagegen seine Souveränität wieder her und öffnet den von Jesus gewiesenen Weg eines selbstverantwortlich vor Gott und mit Gott gelebten

Lebens in Freiheit: »Er führt mich hinaus ins Weite, Er befreit mich, denn Er hat Gefallen an mir.« (Ps. 18, 20.)

Tilman Hachfeld, em. reformierter Pfarrer der Französischen Kirche zu Berlin (Hugenottenkirche)

WIDER DIE TORA-VERGESSENHEIT – TORA ALS BEFREIUNG

Bereits zu Beginn meines Theologiestudiums lerne ich die lutherische Hermeneutik von Gesetz und Evangelium kennen. Das Gesetz ist dort eine negative Größe, die es zu überwinden und von der es sich zu befreien gilt. Oft wird leichtfertig das Alte Testament mit Gesetz und das Neue Testament mit Evangelium gleichgesetzt – ohne zu bedenken welche Konsequenzen dies für die Stellung des Alten Testaments in der evangelischen Theologie hat oder welche antijüdischen Implikationen dabei mitwirken und tradiert werden. Gebots- und Gesetzestexte sind nach Luther ein Beichtspiegel, der dem Menschen die eigene Unfähigkeit vor Augen hält. Das Gesetz ist weder Hilfe, um vor Gott und mit Gott zu sein, noch Anleitung für ein Leben nach Gottes Willen, noch hat es soteriologische Funktion, sondern nur im *solus christus, sola gratia* und *sola fide* können die Glaubenden vor Gott bestehen. Dies kann zu einer Reduktion des Gesetzes als unerfüllbare Anforderung an den Menschen führen, was wiederum eine Verdrängung der Tora, als Inbegriff des Gesetzes, innerhalb der protestantischen Theologie zufolge haben kann.

In einem Studienjahr in Jerusalem habe ich Menschen kennengelernt, die mit dem Gesetz und aus ihm leben. Ich lerne das Gesetz als Tora, als Befreiung kennen. Die Tora ist ein Geschenk Gottes. Sie ist nach jüdischem Verständnis nicht aufoktroyiert: Gott hat sie einem Volke nach dem anderen angeboten, bis er bei Israel allein die Antwort bekam: ›Wir wollen tun und hören‹ (bShab 88a). Das Voranstellen des Tuns gegenüber dem Hören gilt als das Verdienst Israels am Sinai. Die Tora, die ich kennenlerne, ist Ausdruck der Gnade Gottes, ist Evangelium. Sie spricht nicht ohne Begründung, sondern redet Israel mit Gründen an: Die Befreiung aus Ägypten und die Erwählung Israels gehen der Tora voran. Der jüdische Gelehrte Zwi Werblowsky stellt in seinem Aufsatz »Tora als Gnade« die Frage, ob es im Judentum, wenn man von dem üblichen protestantischen Gegensatz von Gesetz und Evangelium ausgeht, überhaupt so etwas wie Gesetz gibt?

»Der klassische Jude lebt mit der Tora, hält die Tora, freut sich der Tora. Am Feste Simchat Tora, dem Freudenfest der Tora, an dem man recht wenig vom ›drückenden Joch des Gesetzes‹ merkt, tanzen die frommen Juden, eben die Träger der Tora, mit dieser Tora im Arm.«[1]

Wenn das Christentum Tora mit Gesetz wiedergibt, übersetzt es eigentlich Halacha und nicht Tora. Wollte man von einem christlichen Äquivalent zur Tora sprechen, müsste man Christus und Tora gegenüberstellen, da beide Offenbarungen der Gnade Gottes sind.

Für mich ist es eine Befreiung die Gebote und Gesetze des Alten und auch des Neuen Testaments als Sehnsuchtsäußerungen Gottes zu hören, die zu mir sprechen, die eine Gottesbeziehung ermöglichen, eine Wegweisung ins Tun darstellen und mir helfen meine Beziehung zum und zur Nächsten und zu Gott zu gestalten. Das Gesetz, die Tora, ist keine unerfüllbare, moralisch-gesetzliche Anforderung oder gar ein Beichtspiegel, sondern ein Regierungsprogramm für das Himmelreich, damit es schon jetzt ein bisschen beginnt unter uns.

Vor dem Hintergrund kann ich Sätze, die das Gesetz ablehnen oder degradieren, theologisch nicht verantworten. Das hat Konsequenzen für die Auslegung von Gebots- und Gesetzestexten und den Umgange mit der lutherischen Hermeneutik von Gesetz und Evangelium. Der Blick zu den jüdischen Weggefährten_innen hat mir geholfen, die Tora in einem größeren Bedeutungsspektrum wahrzunehmen und wider der christlichen Toravergessenheit neu danach zu fragen, welchen Stellenwert Tora und Gesetz innerhalb der christlichen Theologie einnehmen können. Was heißt es, wenn Jesus in der Rede auf dem Berg im Mt 5,18 sagt, dass bis Himmel und Erde vergehen, kein kleinstes Jota, kein einziges Häkchen der Tora vergehen wird? Wenn nicht der kleinste Buchstabe vergeht, wie viel weniger wird das Ganze, die ganze Tora, vergehen? Die Tora gilt so lange, wie die Gebote auf die Erfüllung harren. Einen Vers vorher stellt Jesus fest, dass er gekommen sei, um die Tora zu (er)füllen, sie zu tun. Jesu Tun und Lehre realisieren die Tora. In der Rede auf dem Berg wird Jesus selber mir mit seiner Auslegung der Gebote der Tora in den Kommentarworten zum Toralehrer.

Die lutherische Hermeneutik von Evangelium und Gesetz ist mir in meinem Hauptstudium in Berlin wieder begegnet. Durch Karl Barth habe ich gelernt ihr systematisch zu widersprechen: In einem Vortrag von 1935 spricht er über Evangelium und Gesetz anstatt über Gesetz und Evangelium. Seine Inversion der Formel ermöglicht mir ein anderes Nachdenken über das Gesetz und die Tora in der evangelischen Theologie. Es geht nicht mehr um eine Gegenüberstellung der beiden Größen, sondern um das Ineinander, das Aufeinanderbezogensein beider.

»Das Evangelium ist nicht Gesetz, wie das Gesetz nicht Evangelium ist; aber weil das Gesetz im Evangelium, vom Evangelium her und auf das Evangelium hin ist, darum müssen wir, um zu wissen, was Gesetz ist, allererst um das Evangelium wissen und nicht umgekehrt.«[2]

Barth stellt die Formel von Evangelium und Gesetz unter die *eine* Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Entscheidend ist, dass Jesus selbst die Gebote erfüllt hat und dass das Gesetz der offenbarte Wille Gottes ist. In der Nachfolge wird den Christen das Handeln Jesu, an dem Gottes Handeln für die Christen_innen ablesbar ist, zum Vorbild. Barth fasst das Verhältnis in der Formel von *Form und Inhalt* des Evangelium zusammen: Das Gesetz ist die notwendige Form des Evangeliums, dessen Inhalt die Gnade ist. Das Gesetz ist im Evangelium wie die Tafeln vom Sinai in der Bundeslade sind, der Lobpreis und Ruhm des Gesetzes brechen nicht zwischen Altem Testament und Neuen Testament ab. Karl Barths Inversion der Formel Gesetz und Evangelium kann helfen eine neue Bestimmung der beiden Größen zu finden. Sie ist ein Ausweg aus der lutherischen Formel von Gesetz und Evangelium, mit der es gelingen kann wider die Tora-Vergessenheit der christlichen Theologie neu darüber nachzudenken, was und wo der Platz von Tora, Geboten und Gesetz in einer christlichen Theologie sein könnte und wie wir lernen können über das Tun als Befreiung und die Gebote als Sehnsucht Gottes zu reden.

Marie Hecke, theologische Assistentin bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

---

1 Werblowsky, R. J. Zwi, »Tora als Gnade«, Kairos 15 (1973) 156-163, hier 157.
2 Barth, Karl, Evangelium und Gesetz, ThExh NF 50, München 1956, hier 5.

III »DASS ES SO WEITERGEHT IST DIE KATASTROPHE« (W. BENJAMIN)

Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige.

Offenbarung 1,17f.

Slenczka skizziert eine reiche und glanzvolle Epoche evangelischer Theologie von Schleiermacher bis Harnack, in der nicht nur evangelische Theologen, sondern fast alle geistig bewegten und beweglichen Menschen dem Entwicklungs-

gedanken, dem Fortschrittsglauben anhingen: Sie sahen in der Entwicklung der menschlichen Geschichte, Zivilisation und Kultur eine stete Verfeinerung, Vergeistigung, Humanisierung, eine mehr oder weniger lineare Entwicklung von der Barbarei zur Kultur. Sie sahen darum auch eine Art religionsgeschichtlichen Fortschritt vom Alten zum Neuen Testament, der für sie weiterging und weitergeht, nicht aufgehört hat, die Welt menschlicher, weniger unmenschlich zu machen, so dass das Reich Gottes nicht mehr apokalyptisch hereinbrechen muss, sondern durch strebendes Bemühen erreicht wird.

Diese Überzeugung wurde nicht von ein paar Barbaren und Banausen um einen Schweizer Dorfpfarrer herum erschüttert, zerstört, sondern durch die Barbarei des Ersten Weltkriegs – und zwar nicht nur bei den wenigen, die dann eine dialektische Theologie oder eine Theologie der Krise entwickelten. Auch die Lutherrenaissance gehört zur Wirkung dieser Erschütterung, das plötzlich lebhafte Interesse an den Romanen Dostojewskis, der Expressionismus in der Literatur und in der bildenden Kunst, die Entstehung atonaler Musik, aber auch Entwicklungen in der jüdischen Theologie: Der Begriff der Offenbarung wurde von Franz Rosenzweig und Karl Barth zur selben Zeit wiederentdeckt. An jenen Reichtum und Glanz wieder anknüpfen zu wollen, die Theologie seither als zeitbedingte und nunmehr zu überwindende Übertreibung abzutun, ist darum unhistorisch, also unrealistisch und angesichts der weiteren Katastrophen des 20. Jahrhunderts auf makabre Weise naiv.

Nun gibt es ja im Neuen Testament keine Zeile, die darauf hindeutet, Jesus sei gekommen, um das Alte Testament zu humanisieren, zu vergeistigen, zu modernisieren oder zu korrigieren. Auch Slenczka scheint dem Entwicklungsgedanken nicht recht zu trauen, auch wenn er gelegentlich mit ihm argumentiert, etwa darauf hinweist, dass heutiges frommes Selbstbewusstsein, also religiöses Selbstverständnis, große Teile der Bibel, freilich auch des Neuen Testaments, zurückweist. Wohl weil er dem Entwicklungsgedanken nicht traut, nennt er als weiteren Kronzeugen einen dieser dialektischen Theologen der Krise, den Neutestamentler und theologischen Existenzialisten Rudolf Bultmann. Als nüchterner Historiker sagt dieser zwar, dass der historische Jesus ins Judentum gehört, was aber so viel heißt wie: dass er ihn nicht interessiert. Der verkündigte Christus, das Kerygma des Evangeliums, das mich – und zwar als Einzelnen – zugleich zum Tode verurteilt und freispricht, befreit mich von der Last der Geschichte, fordert und fördert meine Entweltlichung. So kann auf seine Weise auch Bultmann mit dem Alten Testament nichts anfangen: nicht weil es religionsgeschichtlich überholt und überwunden ist – das kann ja für ihn keine Kategorie sein –, sondern weil es die Geschichte eines Gottesvolks bezeugt, eines Kollektivs also, das versucht, in der

Geschichte den Bund mit Gott zu bewahren und zu bewähren. Das Alte Testament ist darum für ihn ein Dokument des Scheiterns, das dem Neuen dialektischen Auftrieb gibt.

Doch die biblische Botschaft Alten und Neuen Testaments ist nicht die Befreiung von der Geschichte – als wäre sie ein Verhängnis und Gefängnis –, sondern die zur tätigen Teilnahme an der Geschichte, die der Gott Israels mit der *politeia* Israels und den verheißungsvollen Bundesschlüssen begonnen hat (Eph 2,12), in der nun auch die Völker als Mitbürger und Hausgenossen (Eph 2,19) mittun sollen.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer an der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin

---

EINEN TEXT ÜBER MEINEN TAUFSPRUCH

Theologians
They don't know nothing
About my soul
About my soul

I'm an ocean
An abyss in motion
Slow motion
Slow motion

Inlitterati lumen fidei
God is with us everyday
That illiterate light
Is with us every night

Wilco: Theologians (2004)

Mein Taufspruch steht im Alten Testament bei Jesaja 43,1: »Ich habe dich bei meinem Namen gerufen; du bist mein«. Klein eingerahmt hängt er über meinem Bett. Es ist ein alter, brauner Holzrahmen. Der Zettel, auf dem der Spruch gedruckt wurde, hat einen Wasserfleck. Rahmen und Spruch haben früher einmal meiner Großmutter gehört. Mein Großvater ging zu Treffen der SA. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 war er nicht zuhause und hat höchstwahrscheinlich mitgeholfen, in den Synagogen das Wort Gottes zu

verbrennen – und damit auch meinen Taufspruch. Ich habe beides geerbt: Sowohl die Tat meines Großvaters, als auch das gerahmte Gotteswort.

»Ich habe dich gerufen«. Ich – ein theologischer Laie – habe gelernt, dass das Alte Testament die Hebräische Bibel ist. Gott spricht in dieser Hebräischen Bibel zu Jüdinnen und Juden, in diesem Fall spricht er zu Jakob. Spricht Gott nun zu mir, Robert, oder ist damit jemand anderes gemeint? Kann ich das »du bist mein« überhaupt ernst nehmen? Ruft Gott mich überhaupt in diesem Satz? Wenn das Alte Testament nicht die Schrift ist, in der Gott zu mir spricht, kann Gott mich am Anfang meines Lebens auch nicht gerufen haben. Er meinte dann wohl jemand anderen, so wie wenn man sich angesprochen fühlt und doch nicht gemeint war. Liegt also ein großer Irrtum am Anfang meines Lebens, in meiner Taufe? Hat meine Mutter bei der Auswahl des Taufspruchs danebengegriffen, sich verblättert und sich geirrt? Das schmerzt.

Eine gelehrte Position in der modernen Theologie behauptet nun, dass solch ein Gefühl wissenschaftlich nicht haltbar sei. Solche Gefühle sind nicht erlaubt. Sie müssen gelöst werden und sei es mit rationaler Gewalt. Diese Position scheint es einfach zu machen: Das Alte Testament ist kein wichtiges Buch für die Christ_innen, man kann das schon mal lesen, na klar, aber Christus wird darin nicht verkündet. Also ist das auch kein christliches Buch. Das Alte Testament ist das jüdische Buch. Den Jüdinnen und Juden gehört es und so soll es bleiben. Mir – Robert – gehört es ganz und gar nicht. Mir muss das Neue Testament reichen, da hier Christus verkündet wird. Die Position argumentiert wie eine Computerlogik, wie der Boolescher Operator der nur entweder/oder kennt.

Auf Schmerz hat die Computerlogik keine Antwort. Sie argumentiert wissenschaftlich und will mit Argumenten Fortschritt herstellen. Persönliche Erfahrungen oder gar hierbei auftretende Schmerzen spielen dabei keine Rolle, was sind die schon wert angesichts der Wahrheit? Hier gibt es kein Wanken oder Zweifeln, hier gibt es *entweder/oder* und eine scheinbar einfache Schlussfolgerung: Man lasse den Jüdinnen und Juden ihr Buch und die tun dann damit, was sie zu tun pflegen. In anderen Zusammenhängen würde man von »klaren Verhältnissen« sprechen und es wäre wie bei Scheidungskindern. Die Besuchszeiten klar aufgeteilt, dazwischen das Kind und dennoch besitzt es in jeder Wohnung eine Zahnbürste. Es ist doch »besser so« sagt man. Alles Reden hat nicht geklappt, jetzt geht man getrennte Wege.

Und dennoch hält die moderne theologische Position eine Emotion als Ersatz vor. Sie versucht mich mit dem Gedanken zu trösten, dass das Neue Testament ja »universell« sei, das Alte Testament sei ja hingegen nur »partikular«. Das Neue Testament ist demnach besser weil umfassender als das Alte, es meint ja

alle Menschen und nicht nur einige. Wie bei Hegel hat die Geschichte ein Ziel und der Prozess des sich gegenseitigen Aufhebens produziert Fortschritt. Schon wieder sehr praktisch! Ich, als Christ, gehöre also doch zu den Erlösten, erlöst durch etwas »Neues« und nicht abgehängt wie »die Alten«! Mit Stolz schwillt meine Brust, meine Rettung ist jetzt sogar rational haltbar – auf Kosten der Alten und des »Partikularen«.

Mein Taufspruch gehört gar nicht zum Neuen Testament.

Geht es im Glauben um Rechthaberei und Triumphgehabe? Muss ich mich hier über andere erheben und Siege erringen? Welche inneren Abgründe überspringt die Ratio, um zu dieser wissenschaftlich begründeten Emotion von Rechthaberei zu gelangen? Vor welcher inneren Erkenntnis flüchtet sie und verteidigt sich mit einer Reihe von Fußnoten?

Die vermeintlich einfache und praktische Lösung ist unchristlich. Sie lässt keinen Schmerz zu und kennt keine Demut. Sie führt messerscharfe Argumente gegen alles Schwanken und Zweifeln ins Feld und macht damit Gott und dem Glauben ein grausiges Ende.

Mein Taufspruch macht etwas mit mir – und ich etwas mit ihm. Gott spricht nicht zu mir am Anfang des Lebens und doch ist mein Taufspruch eine Rede Gottes *an mich*. Warum soll ich *entweder/oder* denken wenn ich auf beides hoffen darf?

Robert Kluth, Ausstellungsmacher und Historiker

LERNBEWEGUNG

Ein chassidischer Frommer fragte einmal Rabbi Bunam nach einer Schriftstelle, die er nicht verstehe. Es handelte sich um den Fluch über die Paradiesschlange, die, weil sie Menschen dazu verführte, Gott gleich sein zu wollen, fortan auf dem Boden kriechen und Erdstaub fressen soll. »Das ist doch keine Strafe«, sagte der Mann, »das ist doch eher ein Segen, denn wenn die Schlange Erdstaub fressen soll, dann ist sie doch das einzige Lebewesen, das immer genug zu essen habe.« »Ja«, erwiderte Rabbi Bunam, »sie wird nie um etwas bitten müssen. Das ist ihre Strafe.«[1]

Rabbi Bunams Hinweis beschreibt aus meiner Sicht etwas, was das Christentum gegenüber dem Judentum in großen Teilen verlernt hat und wir als

Christenmenschen wieder neu lernen müssen, wenn wir den gewaltvollen Implikationen unser Selbstgenügsamkeit entkommen wollen. Beim Um-etwas-bitten-müssen geht es um eine besondere Form der Angewiesenheit, von deren Abwesenheit ich in Form zweier kurzer, biographisch orientierter Szenen erzählen möchte.

Während meines Freiwilligendienstes in Polen, der inzwischen zehn Jahre her ist, besuchte ich Holocaust-Überlebende. Ich betete kaum in dieser Zeit, für meinen bisherigen Glauben fand ich keinen Ort in der Welt, die mir nun so offen ihre Wunden zeigte. Ich erinnere mich, wie ich bei der jüdischen Beerdigung eines meiner Klienten verloren in der Friedhofsecke stand. Ich hätte damals gerne gebetet und wusste gar nicht zu wem und mit welchen Worten. Ich hatte nicht im Entferntesten eine Idee, wie mein Glaube mit dem jüdischen Glauben verbunden sein könnte.

Als ich dann nach meinem Freiwilligendienst ins Theologie-Studium mehr stolperte als ging, wurde meine dringende Frage nach der christlichen Schuld an der fast vollständigen Vernichtung des Judentums in den ersten Semestern wie weggespült. Die Geschichte Israels wurde vermittelt als gäbe es keine Gegenwart des Landes und seiner Menschen, die bibelkundlichen, systematischen und auch kirchengeschichtlichen Kurse fanden in meiner Wahrnehmung statt als hätte es weder die Schoa gegeben, noch das heutige vielfältige Judentum. Ich erinnere mich, wie ich beim Schreiben meiner ersten hebräischen Buchstaben das Gefühl nicht loswurde, dass ich etwas Zerstörtes heilen wollte, das ich kaum verstand, wegschob, weitermachte.

Wenn ich als Christin frage, wie ich wieder lernen kann, das Judentum um etwas bitten zu müssen, dann geht es mir um die Frage, wie ich nach Auschwitz glauben und von Gott und seiner Geschichte mit den Menschen sprechen kann. Dass Christ_innen in ihrer erschreckend großen Mehrheit während der Schoa nicht nur Jüdinnen und Juden nicht retteten, sondern die Verfolgungen und Ermordungen in erschütternder Weise auch mit durchführten, stellt meinen Glauben in Frage.

Es geht mir hier nicht darum, keine vor Auschwitz entstandene Theologie mehr zu rezipieren – aber ich suche nach einer kritischen Form des Umgangs mit meiner Tradition, von der die Schoa mit ihren Voraussetzungen und Folgen erschütternde Wirklichkeit ist. Notger Slenczka führt Harnack und Schleiermacher an, als wäre ihre Theologie folgenlos gewesen. Was in ihrer Theologie aber hat Wege ins Verbrechen geebnet und was nicht? Welche Sätze können nach Auschwitz noch gesprochen werden als hätte es Auschwitz nicht gegeben? Nachdem Synagogen und Tora-Rollen durch Christ_innen zerstört

wurden, wie können wir heute fragen, welche Teile eben der Tora für uns glaubensnotwendig sind? Die die Thesen Slenczkas durchziehende Geschichtsvergessenheit wiederholt auf erschreckende Weise die Geschichte selbst: Der Ermordeten wird nicht mehr gedacht, ihnen wird so erneut die Würde genommen. Es geht hier nun nicht darum, Einzelnen und in diesem Fall Notger Slenczka mangelnde Empathie gegenüber den Opfern nationalsozialistischer Täter_innen vorzuwerfen – das vermag ich nicht zu beurteilen. Aber es liegt mir daran zu lernen, Theologie nicht länger so zu treiben, als wäre sie ohne reale, politische Folgen gewesen und würde auch es auch in Zukunft bleiben.

Was bedeutet nun Umkehr? Den Weg weist hier der Blick in den Abgrund selbst. Da, wo Christenmenschen sich selbstbezüglich vom Judentum und somit vom Gott Israels, der zugleich der ihre ist, abgeschnitten haben, geht der Weg für mich genau in die entgegengesetzte Richtung. Jüdinnen und Juden wurden ermordet, weil ihr Glaubenszeugnis entweder als irrelevant oder als Negativfolie für den eigenen Glauben angesehen wurde. Umkehr heißt: Wir müssen um etwas bitten. Das bedeutet eine völlig veränderte Grundhaltung.

Wenn Frank Crüsemann vom Alten Testament als Wahrheitsraum des Neuen spricht, dann ist damit unter anderem gemeint, dass für die Kirche im Alten Testament die Identität Jesu konkret wird. Der Jude Jesus von Nazareth hat mit den Schriften der Hebräischen Bibel gelebt, sie waren sein Wahrheitsraum und sind somit auch der unsere. Gerade nach 1945 steht für mich das Leben mit der Hebräischen Bibel gegen theologische Selbstbezogenheit. Die Kirche ist eben nicht nur aus dem Judentum hervorgegangen, sondern bleibend auf es verwiesen. Der biblisch bezeugte, von uns geglaubte Gott ist kein Gott der Philosophen, kein Allerweltsgott, sondern der Gott Abrahams und Saras, Isaaks und Rebeccas. Eine Beziehung zu Jesus ohne eine Beziehung zu Israel bleibt notwendigerweise abstrakt, isoliert Jesus aus seinem Volk und isoliert uns nicht nur vom Judentum, sondern auch von uns selber. Christin kann ich nur werden im Hören auf Israel und auf das, was in Israel gesagt wurde und wird. Hier höre ich nun mitnichten Einstimmigkeit und kann als Christin auch nicht etwa jüdische Gebete ungebrochen mitsprechen. Aber ich brauche für meinen Glauben das, was im Judentum gelebt, erfahren und geglaubt wurde und wird.

Aline Seel, Vikarin in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

---

1 zit. nach Ebach, Jürgen: Neue Schrift-Stücke. Biblische Passagen. Gütersloh 2012,161.

IV DER GOTT ABRAHAMS, ISAAKS UND JAKOBS UND VATER JESU CHRISTI

Habt ihr nicht gelesen im Buch des Mose bei dem Dornbusch,
wie Gott zu ihm sagte und sprach:
»Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs«?
Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden. Ihr irrt sehr.

Markus 12,26f.

Slenczka hält das Alte Testament für den religionsgeschichtlichen Hintergrund Jesu, seiner Jünger und der Autoren des Neuen Testaments. Seine Kenntnis ist darum für das sachliche Verstehen vieler neutestamentlicher Wendungen unerlässlich, es ist aber nicht relevant für das, was denen geschieht, denen Jesus Christus durch das Evangelium begegnet. Ob jemand zuvor Buddhist war oder Muslima oder, siehe Paulus, Jude; ob jemand sich an den Sternen orientierte, an griechischen oder germanischen Mythen – immer wird das religiöse Selbstverständnis durch die Begegnung mit Jesus vollkommen umgestülpt. Das muss nicht heißen, alles Vorherige für Kot zu erachten, es kann auch heißen, und für Slenczka heißt es das, dass die Botschaft des Neuen Testaments allen möglichen Selbstverständnissen kritisch und tröstend hinzugefügt werden kann – und auch faktisch wird. Diesen Vorschlag gab es bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Das Alte Testament ist der Volksnomos der Jüdinnen und Juden – andere Völker haben andere: die Edda, die Nibelungen oder was auch immer, müssen darum bei der Aufnahme des Evangeliums nicht auch diesen fremden Volksnomos übernehmen. Es war der niederländische Theologe Kornelis Heiko Miskotte (1894-1976), der bereits in den 1920er Jahren in seinem Buch Edda en Tora ohne Ressentiment, mit Liebe und Verständnis dies heidnische Denken skizziert, ihm aber das ganz andere Denken der Tora entgegengestellt hat. Slenczka weiß, dass er sich mit seinem Vorschlag in schlechter Gesellschaft befindet, meint aber, der Fehler jener Volksnomos-Theologen müsse anderswo liegen als bei ihrer Verhältnisbestimmung von Altem und Neuen Testament. In der Tat müssen nicht alle diejenigen, die sich vom Neuen Testament nicht an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs binden lassen, bei einem germanischen Heldenchristus landen, wie das die Nazitheologen taten, die sich freilich nicht damit begnügten, das Alte Testament abzutun, sondern auch noch das Neue zu entjuden versuchten. Doch wer meint, es sei irrelevant für den christlichen Glauben, dass der Gott, der uns in Jesus begegnet, sich selbst durch seine Bindung an Abraham, Isaak und Jakob-Israel definiert, bekommt es mit einem etwas blassen, farblosen Gott zu tun.

Vielleicht mit dem »Gott der Philosophen« (Blaise Pascal), vielleicht mit »jenem höheren Wesen, das wir verehren« (Heinrich Böll) oder der »Mischung aus Christkind und Goethe und Landgerichtspräsident« (Franz Josef Degenhardt), vermutlich mit einem Gott ohne Eigenschaften, ohne Willen und Widerwillen. Was alle Autoren des Neuen Testaments als ihre Aufgabe betrachteten, die sie in recht verschiedener Weise lösten, war, einerseits zu bezeugen, dass der Gott Israels in Jesus Christus etwas überraschend Neues getan hat, dass dies aber zugleich vollkommen mit ihm im Einklang ist, ihm ähnlich sieht. Es ist diese Spannung, die ihre Lektüre spannend macht.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer an der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin

---

DIE BEDEUTUNG DER TOLEDOT (GENEALOGIEN) IN ISRAEL – ZWEI CHRISTLICHE AUSLEGER

Frans Hendrik Breukelman (Amsterdam) 1916-1993

Die Werke Gottes geschehen *dor wa dor*, von Generation zu Generation. Seine Güte und Treue währt von Generation zu Generation. Gemeinhin nennen wir das Geschichte. Zu Geschichte bemerkt der Amsterdamer Theologe Breukelman: »Im ganzen Tenakh wird nicht naturalistisch über Geschichte gesprochen, sondern ›bundesgeschichtlich‹ über die »Natur.«[1] Zu ihr gehören Zeugung und Geburt ebenso wie das Lebensende. Das erste Buch der Tora ist der *sefer toledod adam* – das Buch der Zeugungen der Menschheit (Genesis 5,1) im Rahmen der *toledod ha schamajim w ha arez b hibarem* – der Zeugungen des Himmels und der Erde; ihr Erschaffensein. (Genesis 2,4a). In den Toledod wird die Generationenabfolge in einer ganz spezifischen Art und Weise vorgestellt. Breukelman beschreibt das folgendermaßen:

»Der *davar* (cf. Wort), der in dem ersten Hauptteil des Buches der Zeugungen Adams (Genesis 5,1-11,26) jeweils in einem kurzen drei- oder zweizeiligen Stück erzählt werden konnte, – die Bewegung vom Vater zum Sohn, wobei der Vater uns jeweils vorgestellt wird,[...] vor und nach der Geburt des Erstgeborenen und der Sohn als Erstgeborener inmitten seiner vielen Brüder[2] – dieser *davar* wird nun im zweiten großen Hauptteil des »Buches der großen Zeugungen Adams des Menschen« (11,27-37,1) breit entfaltet, indem erst – in der Erzählungen der Zeugungen Terachs (11,27-25,11) – über den Vater gesprochen wird

und danach – in der Erzählung der Zeugungen Isaaks (25,19-35,19) – über den Sohn im Verhältnis zu seinem Bruder. In der Erzählung der Toledod Terachs geht es nämlich über Abraham, [...] und in der Erzählung der Toledod Isaaks geht es danach über Jakob und dessen Streit mit seinen Brüdern und die *bekhora* und die *berakha*, das Erstlingstum und den Segen. Also, in dieser Geschlecht um Geschlecht fortgehenden Bewegung vom Vater zum Sohn, die in der Erscheinung Jakob – Israels an ihr Ziel kommt, haben wir es mit dem Thema des Buches der Zeugungen zu tun; dem Werden Israels auf der *erez kena`an*, der Erde Kanaans, inmitten der *gojim*, der »Völker – auf – der – Erde« (ha-gojim ba-arez 10,32). In dieser Werdung Israels inmitten der Völker geschieht ein davar Gottes, ebenso wunderbar wie die Schöpfung im Anfang [...]« (Die Zeugungen Isaaks zielen auf Israel als dem erstgeborenen Volk unter den Völkern (vergl. auch Exodus 4,22 C.K.). »Von Anfang an wird in dem ›Buch der Zeugungen Adams des Menschen‹ unsere ganze Aufmerksamkeit auf den einen inmitten von allen anderen konzentriert. Wenn du wissen willst, was es mit ihnen allen auf sich hat, gib dann auf diesen einen (cf. auf Israel Ch. K.) acht, denn in diesem einen geht es um sie alle. In seiner Existenz wird die ganze Problematik von *ha-adam*, dem Menschen, auf der *adama*, dem Acker *coram Deo* zum Thema gemacht, um einer Lösung zugeführt zu werden. Als der Erstgeborene inmitten von seinen vielen Brüdern ist der auf einzigartige Weise repräsentative Mensch unter den Menschenkindern, der Gesegnete, in dem sie alle mit seiner Zukunft des Heils gesegnet sein werden. Gleich wie sein Gott *vere Deus* ist unter allen Göttern, ist er selbst als Partner Gottes *vere homo* unter allen Menschenkindern.«[3]

Diese Ausführungen Breukelmans beziehen sich auf die Zeugungen, wie sie in Genesis (5,1-32; 10,1-32 u.a.) zu finden sind. Zeugungen der Sippen Israels finden sich am Beginn der Chronikbücher. Nun ist – so wie das Buch b'reschit das Buch der Zeugungen des Himmels und der Erde, ihr Erschaffensein, das Buch der Zeugungen Adams ist –, das Matthäusevangelium das Buch der Zeugungen Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams. (Matthäus 1,1). Das hat Breukelman herausgearbeitet und gezeigt. In den ersten 17 Versen des ersten Kapitels werden die 42 (dreimal 14 – Abraham bis David, David bis zum babylonischen Exil, babylonisches Exil bis Jesus Christus) Generationen in ihrer Abfolge durch die Namen der Väter und Söhne gekennzeichnet. Die Strukturierung der Toledod nach dem Leben des jeweiligen Menschen vor und nach der Geburt seines Ersten hat eine Entsprechung in der Bezeichnung Jesu als des »eingeborenen Sohnes vom Vater« (Johannes 1,14; u.a.). In Lukas 3,23-38 findet sich eine Toledod, die die Geschichte gleichsam zurückverfolgt. Das alles zeigt: Hier ist Jesus »vorbehaltlos vergleichbar mit Israel« (Karl Barth) – der Repräsentative unter seinen Brüdern (und Schwestern).

Friedrich-Wilhelm Marquardt (Berlin) 1928-2002

Die Genealogien im Matthäus- und Lukasevangelium signalisieren, dass Leben, Sterben und Auferweckung Jesu von der Geschichte Israels und damit von der Geschichte des lebendigen Judentums nicht zu trennen sind. Friedrich-Wilhelm Marquardt hat darauf hingewiesen, dass die Toledod Israels jeweils für »die Rettung der nächsten Generation« stehen. »Der Sinn der Geschichte dieses Volkes ist sein Überleben und Erhaltenwerden, seine Dauer, die sich gegen jeden Augenschein und alle Menschenmöglichkeit immer wieder ereignet [...]. Aber nun geht es auch darum, dass diese Generationen nicht nur verschont werden, sondern sich auch einander zuwendend lernen. Es gibt in der Hebräischen Bibel keine eindeutig »teleologisch« festgelegte Richtung der Zeugungen nach vorn, zur nächsten Generation. Es gibt immer auch die Rückwendung und Rückbeziehung auf das Vorige. »Bekehrung« angesichts des großen und furchtbaren Tages des Herrn heißt im letzten Vers des Alten Testaments Bekehrung der Generationen zueinander: wie der Väter zu den Söhnen, so auch umgekehrt der Söhne zu den Vätern (Mal 4,5-6). Das ist der deutlichste Hinweis für den integrierenden, nicht bloß einen produzierenden Sinn von Toledod. Die Erzeugten gehören zu ihren Erzeugern, den Trägern der Verheißungen Gottes, nicht nur natürlich, sondern willentlich in gebotener *teschuva*. Die Generationen werden als Gottes Volk ein Volk sein. Genau dies Integrationsmoment in der gegenwärtigen *teschuva* der Zeugungen gibt den Interpretationskanon für das Neue Testament ab. Der Sohn Israels, Jesus von Nazareth, kommt nicht nur her aus seinem Volk. [...] Er kommt auch zu seinem Volk, ist gesandt zu ihm (Mt 15,24) und sendet die Seinen zu ihm (Mt 10,5). So geht es im Neuen Testament nicht nur um das jüdische Herkommen, sondern auch um die Integration mit den Vätern.«[4] Diese Bedeutung der Toledod macht den Zusammenhang von Hebräischer Bibel, bzw. Septuaginta mit den Jesusschriften evident. Schon allein körperlich ist Jesus von seinen Vätern und Müttern, von Israel nicht zu trennen. So käme ein Herausnehmen der Hebräischen Bibel aus dem christlichen Kanon einer Trennung von Israel und damit aber auch unweigerlich von Jesus gleich.

Christian Keller, Dekan i.R.

---

1 »Die Schöfpungsgeschichte als Unterricht«, in: »Biblische Hermeneutik«, Texte und Kontexte. Heft 61, 45.

2 Genesis 5,6-8 nach Buber: »Als Schet hundert Jahre und fünf Jahre gelebt hatte, zeugte er Enosch, und nach Enoschs Erzeugung lebte Schet achthundert Jahre und sieben Jahre, er zeugte Söhne und Töchter und alle Tage Schets waren neunhundert Jahre und zwölf Jahre, dann starb er.«

3 Frans Hendrik Breukelman, »Die Erzählung von den Söhnen Gottes«, Texte und Kontexte, Heft 61, 17. Jg., 54f.
4 Friedrich-Wilhelm Marquardt, »Die Gegenwart des Auferstandenen bei seinem Volk Israel. Ein dogmatisches Experiment«, in: Helmut Gollwitzer u.a. (Hg.), Abhandlungen zum jüdisch-christlichen Dialog, Bd.15, München 1983, 96.

V ENTEIGNUNG UND CHRISTUSZEUGNIS

Christus ist ein Diener der Juden geworden
um der Treue Gottes willen,
um zu befestigen die Verheißungen an die Väter –
die Völker aber sollen Gott verherrlichen um seines Erbarmens willen.

Römer 15,8f.

Christliche Lektüre des Alten Testaments, christliche Predigt über alttestamentliche Texte bedeuten nicht, diese Texte apologetisch nach Beweisen, *prooftexts*, abzusuchen für das Bekenntnis oder die Behauptung (was zweierlei ist), dass es sich bei Jesus von Nazareth um den Christus, den Messias handelt; auch nicht historisch naiv sich vorzustellen oder zwanghaft fundamentalistisch sich vorzuschreiben, seine Autor_innen hätten beständig dem Kommen Jesu von Nazareth sehnsüchtig entgegengeblickt. Wer bereits, ehe er oder sie das Buch überhaupt aufschlägt, sicher ist, dass seinen Texten ohne das Neue Testament was fehlt, kann ihre Botschaft nur verfehlen. Ein unbefangener Leser, eine aufgeschlossene Leserin wird nicht auf die Idee kommen, dass da nur Verheißungen stehen, deren Erfüllung aber erst das Neue Testament verzeichnet. Insofern haben diejenigen Recht, die empfehlen, diese Texte für sich zu nehmen und nicht zu meinen, man müsse ständig nach dem Neuen Testament greifen, um ihren Sinn zu entschlüsseln. Slenczka greift diese Empfehlung auf und verbindet mit ihr den Rat, zwar nicht die Lektüre dieser Texte den Jüdinnen und Juden zu überlassen, aber ihre Lektüre als den eigenen Glauben prägende, nicht nur informierende, sondern formierende Texte. Nun gibt es in der Tat Theolog_innen, die in der Befürchtung, den Jüdinnen und Juden etwas wegzunehmen, die angesichts der Geschichte christlicher Bibelauslegung ja auch nicht aus der Luft gegriffen ist, einen Bogen um die Hebräische Bibel machen, um sie nur ja nicht sich anzueignen (also andere zu enteignen), zu vereinnahmen (also zu stehlen), zu missbrauchen – ein Marcionismus, der diesmal nicht judenfeindlich, sondern judenfreundlich daherkommt. Das aber ist eine etwas

seltsame Übernahme der rabbinischen Praxis, einen Zaun um die Tora zu machen.

Denn Christ_innen entdecken in der Tat bei ihrer Bibellektüre auch das »Christuszeugnis des Alten Testaments« (Wilhelm Vischer) – nicht in jenem apologetischen Sinn, auch nicht in der offenkundig falschen Annahme, diese Texte hätten keinen anderen Sinn, als auf Jesus zu verweisen, sondern als dankbare Empfänger eines wichtigen Teils des ihnen verkündeten und von ihnen zu verkündigenden Evangeliums, ohne den ihr Christusverständnis schmal, dünn und vor allem ständig offen für gojische Missverständnisse wäre. Da Lukas vermeiden will, dass seine griechischen Leser_innen bei der Entstehung Jesu im Leib der Maria an all die Götter denken, die mit Menschenfrauen Halbgötter zeugen, parallelisiert er diese Geschichte mit der von Zacharias und Elisabeth, also mit der von Abraham und Sarah, mit den *toldot* Israels. Christ_innen finden also im Alten Testament nicht nur Bestätigungen dessen, was sie ohnehin schon aus dem Neuen wussten. Sie entdecken auch nicht lauter Jesusgeschichten – im buchstäblichen Sinn freilich schon: Sie entdecken lauter Jeschua-, lauter Befreiungsgeschichten –, aber Immanuel-, Gott-mit-uns-Geschichten. Sie lernen so Israel als »formale Christologie« (Hans-Urs von Balthasar) verstehen, und das hilft ihnen dabei, die Jesusgeschichten im Neuen Testament nicht unbiblisch, sondern biblisch zu verstehen. Die ersten drei Evangelien sind sich darin einig: Im Gespräch mit Mose und Elia, also mit der Tora und den Propheten, mit der Hebräischen Bibel leuchtet Jesus hell wie das Licht.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin

---

ENTEIGNUNG?! EINE PROBLEMZONE DES CHRISTLICH-JÜDISCHEN GESPRÄCHS? ODER: WENN DEIN KIND DICH MORGEN FRAGT

Bei der Jahrestagung der AG Juden und Christen vor dem Kirchentag 2005 in Hannover kam es zu einer spannungsreichen Diskussion des Mottos »Wenn dein Kind dich morgen fragt...«. Die Exegeten der AG, die im Präsidium diese Entscheidung mit vorbereitet und getroffen hatten, waren sehr erfreut, dass es gelungen war, ein Kernstück der Hebräischen Bibel zum Kirchentagsmotto und zu Bibelarbeitstexten zu erheben. Doch begegnete ihnen unerwarteter Widerspruch.

Chana Safrai, seit Jahren aktiv und intensiv im Jüdisch-Christlichen Gespräch

neben dem Kirchentag auch mit Friedrich Wilhelm Marquardt in Talmud-Studien engagiert, meldete Bedenken an. Einer der ausgesuchten Bibelarbeitstexte war das Schema Israel. Sie beschrieb ihn als einen der intimsten Bekenntnistexte für sich wie auch für »das« Judentum insgesamt. Dem schlossen sich die meisten der jüdischen Mitglieder der AG an. Die christlichen Dialogpartner_innen waren verwirrt, ist doch das Schema auch Teil des Neuen Testamentes und zudem die Aufmerksamkeit des Kirchentages für diesen Kerntext des Judentums ein besonders eindrücklicher Erfolg, gerade im Hinblick auf die zentrale Stelle, die das Schema auch in den Evangelien hat; ein Stück verstandener intensiver Verbindung und Verwiesenheit des Christlichen auf das Jüdische, das höchste Gebot für beide.

Worum aber ging es bei dem Einspruch?

Der Kernsatz, der mit einigem Zögern kam, war: Wir Jüdinnen und Juden wollen dem Kirchentag unser Bekenntnis nicht anvertrauen. »Bei allem, was an Antijüdischem in Kirche passiert ist und bis heute passiert, insbesondere mit den Nahostforen, die immer gleich Israel verurteilen und nicht zu verstehen suchen; nach allem was auch beim Kirchentag dem Alten Testament als Gewaltförmigkeit unterstellt wird, können wir uns nicht damit anfreunden, dass nun auch noch diese zentrale Stelle aus(einander)gelegt wird. Euch hier in der AG vertrauen wir, aber das war auch ein Weg, den wir mit dem Kirchentag gesamt nicht haben und immer wieder sehen, dass die AG eine kleine Gruppe von Kirchentagschristen repräsentiert.«

Notger Slenzcka sagt, dass es auch einen Schutz für die Hebräische Bibel darstellt, wenn wir sie nicht dem heilsgeschichtlich relevanten christlichen Kanon zuordnen. Vielleicht meinte er empathisch diese Position, vielleicht wollte er diesen Konflikt, diese durch die Gewaltgeschichte des Christentums entstandene Verletzung heilen. Das aber wäre ein Missverständnis oder so eine Art Aderlass, Heilung durch Amputation oder was für Bilder uns dazu noch einfallen: Der Verletzung, dem Misstrauen ist so nicht beizukommen. Schon gar nicht, weil die angerufenen kirchengeschichtlichen Kronzeugen Schleiermacher, Harnack, Bultmann eher Teil der Verletzungsgeschichte sind bzw. selbst den Grund für das jüdische Misstrauen darstellen.

Dennoch ist das Problem der Enteignungsgefahr durch Annäherung und Aufnahme nicht von der Hand zu weisen, aber eben durch Abspaltung des Alten Testamentes nicht zu lösen. Das spüren alle, die in einem Hotel das Neue Testament mit oder ohne Psalmen auf dem Nachtisch finden: eine Schrift ohne Fundament, ohne Gesprächspartner_innen, ohne das Nahe und gleichzeitig Ferne. Verlustig gegangen der Spannung, die doch konstitutiv ist für den christ-

lichen Glauben: Unser Messias ein Jude! Und sicher gilt auch: Ohne die Tora versteht niemand, wovon zum Beispiel Jesus und Paulus eigentlich sprechen, woher wir Orientierung beziehen, unseren Glauben zu gründen und zu bewähren.

Wie also auf die Ängste vor einem unfriendly takeover angemessen reagieren?

Hier wird es wohl ohne Dialektik nicht gehen. Das andere ist der das eigene und das eigene das andere und darin erweist es sich als das zu uns Gesagte. Das klingt gekünstelt, ist aber eine faszinierende Spannung, die christlichen Glauben so lebendig und offenkundig gleichzeitig schwierig lebbar macht. Den Jüdinnen und Juden ist die Verheißung, die Tora und die Kindschaft auch ohne Jesus Christus (gegen Slenzcka, der das in Röm 9-11 genannte Israel als das »getaufte« versteht) gekommen und durch Jesus Christus als Sohn dieses Volkes Verheißung, Torah und Kindschaft auch zu uns, den Gojim. Sie realisiert sich im Hören auf Israel, in der Begegnung mit Israel und im Finden einer eigenen Sprache und einem eigenen Ausdruck von Gotteserfahrung auch der Hebräischen Bibel, die aber ewig, also immer wieder neu hörend und sprechend, auf Israel in Geschichte und Gegenwart zu beziehen sind.

Daraus könnte dann Vertrauen entstehen, das verloren ging, weil die Kirchen als Erweis für die eigene Erlösung, die wohl anders nicht zu spüren war, die Jüdinnen und Juden für ihren Einspruch und ihre schiere Fortexistenz gewaltsam ewig und das heißt immer wieder neu »straften«.

Steht Slenzcka in dieser Tradition? Das ist schwer zu sagen, aber zumindest scheint er sich nicht bewusst zu sein, dass sein Vorgehen eher ein antijüdisches Motiv aus dieser leidvollen Geschichte aufnimmt, als dass er Vertrauen schaffen könnte.

Dr. Christian Staffa, Studienleiter der Evangelischen Akademie zu Berlin

---

VI DIE KIRCHE UND DAS ALTE TESTAMENT

Meine Augen haben dein Befreien gesehen,
das du bereitet hast vor dem Angesicht aller Völker:
ein Licht zur Aufklärung der Völker und Herrlichkeit deines Volkes Israel.

Lukas 2,30ff.

Doch es geht bei dieser Debatte gar nicht um Notger Slenczka. Beim Streit um »Die Kirche und das Alte Testament« geht es um die Kirche und das Alte Testament. Es wäre gut, wenn einige der Theologen und Theologinnen, auch der kirchenleitenden, die jetzt erschrocken und empört reagieren, einen Moment innehielten und dessen innewürden, dass Slenczka nur etwas genauer ausdrückt und offen ausplaudert, was schon lange heimlicher, aber keineswegs immer heimlicher Konsens der Kirche ist: in Kirchenleitungen und in Synoden, unter theologischen Hochschullehrenden und den Studierenden, unter Pfarrerinnen und Pfarrern und beim Kirchenvolk auch. Man könnte die Entwicklung unter Abwandlung eines Harnackworts eine akute Schleiermacherisierung – und eine rasante dazu – der evangelischen Kirche nennen, wenn man dem großen Theologen damit nicht Unrecht täte, denn wie bei Luther sind auch bei ihm die Epigonen schlichter und gröber als der virtuose Meister selbst. Slenczka hat zwar nicht ganz recht, aber auch wirklich nicht ganz unrecht, wenn er sagt, dass er nur ratifiziert, was längst kirchliche Praxis ist. Es ist ja nicht nur so, dass landauf, landab noch immer und immer wieder von einem grässlich grausigen Gott des Alten Testaments gesprochen wird im Gegensatz zu einem ganz anderen, einem ständig und stets nur liebevoll sanft säuselnden Gott des Neuen Testaments. Es ist vor allem so, dass wir das, was wir mit einem etwas unklaren Wort Spiritualität nennen, viel interessanter finden als den Inhalt, die Sprache, die Denk- und Erzählweise der Bibel beider Testamente. Die Kirche ist schon lange keine Lerngemeinschaft mehr, wenn sie es denn je war, sondern Gefühlsgemeinschaft. Der Versuch, den Gott Israels durch allerlei selbstgemachte Gottesbilder zu ersetzen, rächt sich darin, dass er gelingt. Und weil wir es entweder nie gelernt oder schon lange vergessen haben, dem Gott Israels und seinem Volk die Ehre zu geben, die beiden gebührt, tragen wir auch wenig bis gar nicht zur erhellenden Aufklärung der Völkerwelt bei. Wenn die gegenwärtige Debatte dazu führt, uns das klar zu machen, und uns motiviert, das zu ändern, dann könnte der Aufsatz »Die Kirche und das Alte Testament« ein *blesssing in disguise*, ein Segen in Verkleidung, gewesen sein.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer an der Französischen Friedrichstadtkirche in Berlin

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

AG Theologie bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, die AG verantwortet Gedenkgottesdienste zum 9. November und zum 27. Januar, treibt Theologie im Kontext von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. seel@asf-ev.de

Björn Borrmann, Pfarrer in Wittstock, Schwerpunkte: Erprobung neuer Liturgien unter besonderer Berücksichtigung zeitgenössischer Kirchenmusik. b.borrmann@kirche-wittstock-ruppin.de

Prof. Dr. Micha Brumlik, Erziehungswissenschaftler und Publizist

Dr. Joel Driedger, Pastor der Berliner Mennoniten-Gemeinde. Seine Dissertation erschien 2014 unter dem Titel »Der gewaltfreie Messias: Einführung in Theologie und Ethik von John H. Yoder« im EB-Verlag. joel.driedger@aoef-erf.org

Marie Hecke, Theologin, 2006/07 Freiwillige in Minsk/Belarus; Theologische Assistentin der Geschäftsführung. hecke@asf-ev.de

Hanna Lehming, Pastorin, Referentin und Beauftragte der Nordkirche für christlich-jüdischen Dialog. h.leming@nordkirche-weltweit.de

Dr. Jan Lokers, Leiter des Archivs der Hansestadt Lübeck, Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg und Vorsitzender für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. jan.lokers@luebeck.de

Dr. Dagmar Pruin, Alttestamentlerin und Pfarrerin, konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge / Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up; Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. pruin@asf-ev.de

Dr. Stephan Reimers, Theologe und Politiker, in der Nachfolge von Dr. Elisabeth Raiser seit 2015 Vorstandsvorsitzender von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. stuewe@asf-ev.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. ille.schmidt@arcor.de

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 7, 9, 10, 11, 12, 35, 44 und 63: Werkesammlung Ostfriesland-Haggadah; Auftraggeber, Finanzier und Eigentümer Deutsch-Israelische Gesellschaft Ostfriesland. www.ostfriesland-haggadah.de

Seite 15: von Orangeowl aus der deutschsprachigen Wikipedia

Seite 62, 69, 73 und Umschlagrückseite: Archiv Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER | Konto: 31 137 00,
BLZ: 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft
Redaktion: Björn Borrmann, Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Friederike Schmidt,
Ingrid Schmidt, Christian Staffa
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 4.800 Stück | Ausgabe: August 2015
Titelbild: Ostfriesland-Haggadah, »›Ach mein Herr…‹ Stottern des Mose«, R. Fuhrmann/D. Jelin

Beleg / Quittung für den/die Auftraggeberin

IBAN Kontoinhaberin

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 20. Nov. 2014 für die Jahre 2011 bis 2013 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name Auftraggeber/In / Quittungsstempel

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

ASF e. V.

IBAN

DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33BER

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

ggf. Stichwort

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

PH Friedensdekade 2015

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE 06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: 3 113 700, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft Berlin
NEU! SEPA-Daten: IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC BFSWDE33BER